V&R Academic

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Abhandlungen zur Musikgeschichte

Band 27

In Verbindung mit Ulrich Konrad, Hans Joachim Marx
und Martin Staehelin herausgegeben von Jürgen Heidrich

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Axel Fischer

Das Wissenschaftliche der Kunst

Johann Nikolaus Forkel als Akademischer Musikdirektor in Göttingen

Mit zahlreichen Notenbeispielen

V&R unipress

© V&R unipress GmbH, Göttingen

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C016439
FSC
www.fsc.org

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-8471-0370-7
ISBN 978-3-8470-0370-0 (E-Book)

Zugl.: Hannover, Hochsch. für Musik, Theater und Medien, Diss., 2014.

© 2015, V&R unipress in Göttingen / www.vr-unipress.de
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.
Printed in Germany.
Titelbild: Sonnengraphik auf Johann Sebastian Bach, Allgemeine musikalische Zeitung (Leipzig), Nr. 5 vom 30. Oktober 1799, Sp. 104 © Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, Signatur 4 MUS I, 1721
Druck und Bindung: ♔ Hubert & Co, Göttingen

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Inhalt

Vorwort 9

Einleitung 11

Kapitel I: Zur Musikgeschichte Göttingens bis zum 18. Jahrhundert

1 Musikalische Traditionen 39
1.1 Kirchen- und Schulmusik 40
1.2 Stadt- und Militärmusik 45

2 Die »Georgia Augusta« als Universität der Aufklärung 47
2.1 Münchhausens Ziele 47
2.2 Institutionelle und hierarchische Strukturen 51
2.3 Studenten und Bibliotheken 54
2.4 Die Universität als Wirtschaftsfaktor 57

3 Das Musikleben in der Universitätsstadt 63
3.1 Akademische Musik 63
3.2 Kirchen- und Schulmusik 70
3.3 Stadt- und Militärmusik 74
3.4 Musiktheater 76
3.5 Musikinstrumentenbau und Musikalienhandel 79

Kapitel II: Forkel als Schüler und Student

1 Chorschüler in Lüneburg und Präfekt in Schwerin (1766–1769) 83
1.1 Kindheit und frühe Studien in Meeder 83
1.2 Ad interim: Chorschüler in Lüneburg 87
1.3 Die »zweyte Vaterstadt«: Präfekt in Schwerin 91

2 Student und Universitätsorganist in Göttingen (1769–1773) 95
2.1 Akademische Studien 96
2.2 Universitätskirche und akademischer Gottesdienst 101
2.3 Amt und Aufgaben des Universitätsorganisten 115
2.4 Reisende Virtuosen: Häßler – Wilhelm Friedemann Bach – Vogler 121

© V&R unipress GmbH, Göttingen

3 Musiker und Pädagoge ohne Amt (1773–1779) 136
3.1 »... in der Bachischen Manier«: Forkel als Instrumentalist 137
3.2 Privates Instrumentarium 139
3.3 Forkel als Pädagoge 157

Kapitel III: Der Akademische Musikdirektor in Göttingen

1 Das Amt des Akademischen Musikdirektors 169
1.1 Akademie und Musik 169
1.2 Im Gefüge von Universität, Stadt und Kirche 173
1.3 Einkünfte und Aufgaben 176

2 Die Akademischen Winter-Concerte 179
2.1 Theoretisches Fundament: Die Ankündigungsschriften 179
2.2 Organisation, Personal und Publikum 184
2.3 Zwischen Historizität und Aktualität: Das Repertoire 190
2.4 Niveau und Resonanz 202
2.5 Die Idee der Akademischen Winter-Concerte 207

3 Künstlerische und wissenschaftliche Reputation 209
3.1 Neue Perspektiven: Musikdirektor in Hamburg 209
3.2 Wertschätzung in der Gelehrtenwelt 217

4 Ehe und letzte Lebensjahre 227
4.1 Margaretha Sophia Dorothea Wedekind 227
4.2 Finis 249

Kapitel IV: Das Clavier im Zentrum – Der Komponist

1 Werkbestand, Überlieferung und Rezeption 253

2 Oratorium und Kantaten 256
2.1 *Ueber die Beschaffenheit der musikalischen Oratorien* (1782) 257
2.2 Lyrische Schilderung? Das Oratorium *Hiskias* (1779/89) 260
2.3 Okkasion und Komposition: Die Kantaten 266

3 Lieder 273
3.1 *Herrn Gleims Neue Lieder* (1773) 275
3.2 Schwärmer und Gelehrte: Der Göttinger Hain 282
3.3 Beiträge für den *Göttinger Musenalmanach* (1773–1800) 284
3.4 Forkels Liedkonzeption 287

4 Clavierkonzerte und Sinfonie 288
4.1 Vom Cembalo zum Hammerflügel 289
4.2 Clavierkonzerte 291

© V&R unipress GmbH, Göttingen

4.3 Sinfonia Es-Dur (1780) 297

5 Clavierwerke 298
5.1 *Sechs Claviersonaten* (1778) und die Ästhetik der Sonate 298
5.2 *Sechs Claviersonaten* (1779) und die Theorie des Rondos 307
5.3 *Three Sonatas for the Piano Forte* (1799) und die Sonatensatzform . 311
5.4 Claviervariationen 314
5.5 Subskribenten und Pränumeranden 321

Kapitel V: Wege zur Edition – Der Wissenschaftler

1 Theorie 325
1.1 Docendo discimus: Die musiktheoretischen Vorlesungen 325
1.2 *Ueber die Theorie der Musik* (1777) 332
1.3 *Metaphysik der Tonkunst* (1788) 337

2 Kritik 345
2.1 *Musikalisch-kritische Bibliothek* (1778/79) 349
2.2 Wider die Glucksche Opernästhetik 355
2.3 Rezensionen für die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* (1785–1817) 363
2.4 Apologie der Kirchenmusik 366
2.5 Berichte für die *Allgemeine musikalische Zeitung* (1799–1802) . . . 380

3 Bibliographik 384
3.1 *Musikalischer Almanach für Deutschland* (1782–1784, 1789) 384
3.2 *Allgemeine Litteratur der Musik* (1792) 397
3.3 Forkels Privatbibliothek 401

4 Historiographie 422
4.1 *Allgemeine Geschichte der Musik* (1788/1801) 422
4.2 Auf Burneys Spuren? Die »musikalische Reise« (1801) 448
4.3 *Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke* (1802) 461

5 Edition 481
5.1 *Œuvres complettes de Jean Sebastien Bach* (1801–1804) 481
5.2 *Denkmahle der musicalischen Kunst* (1803/04) 486

Kapitel VI: Werkverzeichnis (FoWV)

1 Vorbemerkung 497

2 Schriften 499
2.1 Selbständige Schriften (FoWV 1–17) 499
2.2 Aufsätze (FoWV 18–23) 536
2.3 Einzelne Rezensionen (FoWV 24–39) 540

© V&R unipress GmbH, Göttingen

2.4 Selbstanzeigen (FoWV 40–43) 546
2.5 Übersetzungen (FoWV 44–47) 548
2.6 Sonstige Schriften (FoWV 48–59) 552
2.7 Kleine Schriften, Stammbucheinträge, Notizen 562

3 Kompositionen 564
3.1 Oratorium und Kantaten (FoWV 101–107) 564
3.2 Lieder (FoWV 108–126) 579
3.3 Clavierkonzerte und Sinfonie (FoWV 127–139) 596
3.4 Clavierwerke (FoWV 140–157) 607
3.5 Sonstige Kompositionen (FoWV 158–160) 631
3.6 Verschollene Kompositionen, Incerta 633

Anhang

1 Briefe und Dokumente 637
1.1 Forkel an Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, 6. August 1778 . . . 637
1.2 Ernennung zum Akademischen Konzertmeister, 10. Februar 1779 638
1.3 Von der wahren Güte der Clavichorde (FoWV 23.1) 639
1.4 Forkel an die Gerichtsbarkeit der Universität, 5. Februar 1793 . . . 648
1.5 Ernst Ludwig Gerber an Forkel, 18. September 1808 650
1.6 Forkel an Friedrich Conrad Griepenkerl, 10. Mai 1811 652
1.7 Forkel an das Kuratorium der Universität, 22. Mai 1814 652
1.8 Programme der Akademischen Winter-Concerte 654

2 Briefrepertorium 658

3 Rezensionen 676

4 Chronik 682

5 Abkürzungen 701

6 Bibliothekssigel 706

7 Abbildungen 709

8 Literatur 709
8.1 Archivalien 709
8.2 Gedruckte Quellen und Sekundärliteratur 719

9 Register 757

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Vorwort

Die vorliegende Studie wurde im Sommersemester 2013 von der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover als Dissertationsschrift angenommen und für den Druck nur geringfügig überarbeitet.

Es ist mir eine angenehme Pflicht, an dieser Stelle all jenen zu danken, die in unterschiedlichster Weise zum Entstehen dieses Buches beigetragen haben. Mein erster und verbindlichster Dank gilt meinem hochverehrten Lehrer Herrn Professor Dr. Arnfried Edler, der meine Forschungen über einen langen Zeitraum mit niemals nachlassendem Interesse und kritischem Wohlwollen begleitet hat. In den Vorlesungen, Seminaren und Kolloquien hat er mein Denken über Musik nachhaltig geprägt und mir dennoch stets die zum wissenschaftlichen Arbeiten erforderliche Freiheit gelassen. Herrn Prof. Dr. Joachim Kremer (Stuttgart) danke ich für die Erstellung des Zweitgutachtens.

Die Studie beruht wesentlich auf der Auswertung umfangreichen Quellenmaterials. Dies wäre nicht möglich gewesen ohne die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zahlreicher Bibliotheken und Archive, die bereitwillig Einsicht in ihre Bestände gewährten. Zu nennen sind hier insbesondere das Team der Bibliothek der Hochschule für Musik, Theater und Medien Hannover, die Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, die Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, das Universitätsarchiv der Georg-August-Universität Göttingen sowie das Stadtarchiv Göttingen. Die Phase der Quellenauswertung wurde durch ein zweijähriges Promotionsstipendium im Rahmen der Graduiertenförderung des Landes Niedersachsen unterstützt.

Während der Niederschrift haben mir zahlreiche Freundinnen und Freunde mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Sehr gerne bedanke ich mich an dieser Stelle bei Prof. Dr. Christine Siegert (Berlin), Dr. Katharina Hottmann (Hamburg) und Dr. Martin Loeser (Hannover / Greifswald) sowie vor allem bei Prof. Dr. Martin Rector (Hannover) und Dr. Matthias Kornemann (Berlin).

Für die Aufnahme der Studie in die Reihe *Abhandlungen zur Musikgeschichte* bin ich den Herren Professoren Dr. Jürgen Heidrich (Münster), Dr. Ulrich Konrad (Würzburg), Dr. Hans Joachim Marx (Hamburg) und Dr. Martin Staehelin (Göttingen) sehr verbunden. Für die angenehme verlegerische Betreuung danke

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ich dem Verlag *V&R unipress*, namentlich Frau Ruth Vachek. Eine glückliche Fügung wollte es, dass das vorliegende Buch über Johann Nikolaus Forkel unter dem Dach des Verlagsunternehmens *Vandenhoeck & Ruprecht* erscheint, das seit seiner Gründung im Jahre 1734 aufs engste mit der Geschichte der Göttinger Universität verbunden ist und in dem bereits Forkel einige seiner Schriften und Kompositionen publizierte.

Mein letzter, aber herzlichster Dank gebührt meiner Familie, die den Entstehungsprozess der Arbeit in jeder nur denkbaren Weise unterstützt und mit Geduld und Liebe begleitet hat.

Berlin, im Februar 2015 Axel Fischer

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Einleitung

»Welch eine erbärmliche Kunst
wäre die Musik, wenn sie dem
Verstande weniger Unterhaltung,
als dem Herzen geben könnte.«[1]

Mit dieser rhetorischen Frage aus der seinerzeit unveröffentlicht gebliebenen Abhandlung *Von der wahren Güte der Clavichorde* beklagte der Göttinger Akademische Musikdirektor Johann Nikolaus Forkel (1749–1818), dass die »harmonische Schreibart« inzwischen von der »mächtigen Gebieterin« Mode aus den öffentlichen Konzertsälen verdrängt worden sei und nur noch von einigen wenigen »ächten« Clavierspielern und Organisten gepflegt werde. Man sage, die harmonische Schreibart, also der regelhafte mehrstimmige Satz, beanspruche zu sehr den Verstand und vernachlässige dabei die Rührung des Herzens. Forkel konnte in diesen Forderungen keinen Widerspruch erkennen. Im Gegenteil: Ihm waren diejenigen Gefühle und Empfindungen des Herzens die besten und nützlichsten, die »mit Vorbewußt und Billigung des Verstandes in uns erregt werden«.[2] Demgemäß erschien ihm eine Kunst, die vorrangig auf das Gefühl abzielte und dabei den Intellekt vernachlässigte, nichts weniger als erbärmlich.

Nähert man sich Forkels musikalischem Denken weiter an, wird bald offenbar, dass die zitierte Sentenz unterschwellig noch etwas anderes und weitaus größeres impliziert, nämlich das von jeher problematische Verhältnis zwischen musikalischer Wissenschaft und musikalischer Praxis.[3] So selbstverständlich es ihm war, dass die Musik sowohl den Verstand als auch das Herz ansprechen muss, so

1 Johann Nikolaus Forkel: *Von der wahren Güte der Clavichorde*; vgl. Kap. II.3.2. sowie die Dokumentation des Textes im Anhang 1.3.

2 Vgl. ebd. Der von Forkel verwendete Terminus »Kunst« ist freilich noch ganz dem überkommenen, in der Antike gründenden und näher am handwerklichen bzw. fachlich-technischen Können orientierten Kunstbegriff verpflichtet.

3 Vgl. hierzu Martin Staehelin: *Musikalische Wissenschaft und musikalische Praxis bei Johann Nikolaus Forkel*, in: Ders. (Hrsg.): Musikwissenschaft und Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen. Beiträge zu ihrer Geschichte, Göttingen 1987 (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 3), S. 9–26. Staehelin beklagt zu Recht, dass das Verhältnis zwischen musikalischer Wissenschaft und Praxis bis heute nichts von seiner Problematik eingebüßt hat.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

prononciert war ihm Zeit seines Lebens daran gelegen, eine Brücke zwischen den vermeintlich unvereinbaren Sphären musikalischer Wissenschaft und Praxis zu schlagen. Mehr noch: Da für ihn das eine ohne das andere nicht denkbar war, rang er, wenn nicht um eine symbiotische Verbindung, so doch wenigstens um eine Verbrüderung beider Sphären. In einem Aufsatz über die Reformierung der Kirchenmusik aus dem Jahre 1797 erklärte er:

> »Die Wissenschaften befördern die Kunst, und die Kunst befördert und verschönert die Wissenschaften. Beide gedeihen am besten, wenn sie Hand in Hand, einander freundschaftlich zur Seite gehen.«[4]

Noch unmittelbarer und subjektiver formulierte er sein Credo später in einem Bittschreiben an das Kuratorium seiner Universität, in dem der nunmehr 65-jährige Gelehrte auf seine Schaffenszeit zurückblickte und feststellte:

> »Früher hätte ich an jedem bedeutenden Ort sogenanntes Glück machen können. Jetzt, da meine Neigung für das Wissenschaftliche der Kunst mich nun einmal hier festgehalten hat, obgleich ich immer gewußt und gefühlt, daß ich nicht erkannt war, leidet mein Alter eine Veränderung meines Wohnortes nicht mehr.«[5]

Neben der resignierten Einsicht, mit seiner Affinität für »das Wissenschaftliche der Kunst« in Göttingen letztlich unverstanden geblieben zu sein, wird in diesen Worten vor allem deutlich, wie natürlich und selbstverständlich ihm das Zusammengehen von Wissenschaft und Kunst war. Die spannungsreiche Beziehung zwischen theoretisch-intellektueller Reflexion und künstlerischer Produktion bzw. Reproduktion ist für Forkels Leben und Wirken in höchstem Maße konstitutiv, mithin auch für die inhaltliche und formale Konzeption der vorliegenden Untersuchung.

Bereits 1790 war Forkel für den Lexikographen Ernst Ludwig Gerber (1746–1819) »vielleicht der Einzige unserer Zeit, welcher die Musik als Wissenschaft behandelt und zu behandeln im Stande ist«, und seine eminente Bedeutung für die Entwicklung der Musikwissenschaft ist seither niemals grundsätzlich in Frage gestellt worden.[6] Dieser frühen Nobilitierung steht eine außerordentlich problema-

4 Forkel: *Ueber die Verbesserung der Singechöre. Ein Nachtrag zum 93ten und 94ten St. dieses Magazins vom Jahre 1797*, in: Neues Hannöverisches Magazin, 90. Stück vom 11. November 1799, Sp. 1437–1452, 91. Stück vom 15. November 1799, Sp. 1453–1468 und 92. Stück vom 18. November 1799, Sp. 1469–1478; das Zitat Sp. 1468. Später ließ Forkel diesen Aufsatz in die Einleitung *Ueber Kirchenmusik und einige damit verwandte Gegenstände* zum zweiten Band seiner *Allgemeinen Geschichte der Musik* einfließen; das Zitat findet sich dort auf S. 62.

5 Forkel an das Kuratorium der Universität Göttingen, Göttingen 22. Mai 1814; vgl. die Dokumentation des Briefes im Anhang 1.7.

6 GerberATL, Bd. 1 (1790), Sp. 424–427, das Zitat Sp. 425. Für Gerber stand einzig Johann Adam Hiller auf gleicher Stufe. Daniel Gottlob Türk sah sich und andere Musikschriftsteller durch diese Heraushebung abqualifiziert: »Sieht denn Hr. G. nicht ein, daß er hierdurch andere jetzt lebende Schriftsteller und Theoretiker herab setzt? Gewiß wird Herr D. *Forkel* selbst zugestehen, daß ein *Marpurg*, *Reichardt*, *Schulz*, *Türk* u. a. m. die Musik ebenfalls als Wissenschaft behandeln und zu behandeln

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tische Rezeptionsgeschichte gegenüber. Die offenkundige Diskrepanz zwischen Forkels unbestrittener Autorität in der Musikwissenschaft auf der einen Seite und der prekären Geschichte seiner Erforschung auf der anderen Seite durchzieht die Forkel-Rezeption gleichsam wie ein Leitmotiv und zeichnet für das bis heute vorherrschende, überaus diffuse Bild in der Musikwissenschaft verantwortlich.

Die Ursachen für den schwierigen Zugang lassen sich im Großen und Ganzen zu drei Problemfeldern gruppieren. Das erste Feld betrifft die fragmentarische Überlieferung seiner Lebensgeschichte. Wenn ihm Carl Philipp Emanuel Bach im Januar 1775 schrieb, die Lücken in seines Vaters Lebenslauf seien »unvermeidlich«, »weil er nie selbst von seinem Leben etwas aufgesetzt« habe, so ließe sich das Gleiche über Forkels eigene Biographie bemerken, da uns keinerlei autobiographische Notizen vorliegen.[7] Bereits sein erster Biograph Johann Ludwig Casper bedauerte – dabei ganz augenfällig Carl Philipp Emanuel Bachs Formulierung aufgreifend – in seiner 1818 erschienenen Darstellung »die Lücken darin, die auch ganz unvermeidlich waren, da *Forkel* selbst nie etwas über sein Leben aufgezeichnet hat«.[8] Erschwerend kommt hinzu, dass sich aus der ohnehin nur fragmentarisch erhaltenen Korrespondenz Forkels aufgrund ihres knappen und formellen Duktus kaum biographische Daten herausdestillieren lassen. Ferner ist der geplante Druck eines Berichtes über Forkels »musikalische Reise« im Sommer 1801 nicht zustande gekommen,[9] und der Verbleib eines sicherlich nicht minder interessanten »Tagebuchs«, das er 1810 beiläufig in einem Brief erwähnte, ist unbekannt.[10] Die genannten Faktoren stellen den Biographen vor einige Probleme, denn durch den Mangel an authentischen Mitteilungen aus Forkels eigener Feder ist man – und dies gilt in besonderem Maße für die Zeit vor seiner Ankunft in Göttingen – häufig auf Sekundärquellen oder gar Spekulationen angewiesen.[11]

---

im Stande sind.«; vgl. *Neue allgemeine deutsche Bibliothek*, Bd. 8, 1. Stück, Kiel 1794, S. 388–394, das Zitat S. 391 (»Wk.«, = Daniel Gottlob Türk).

7 Carl Philipp Emanuel Bach an Forkel, Hamburg 13. Januar 1775.

8 Johann Ludwig Casper (»J. L. Cr.«): Art. »*Forkel*«, in: Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken, Bd. IV, Abt. 1, Leipzig 1818, S. 121–136, das Zitat S. 124.

9 Vgl. Kap. V.4.2.

10 Forkel an Hoffmeister & Kühnel, Göttingen 18. Mai 1810. Möglicherweise ist dieses »Tagebuch« identisch mit dem »vade mecum«, das Forkels Schüler Griepenkerl in einem Brief erwähnt: »Universitäts-Secretär *Dr.* Riedel in Göttingen, dem ich köstliche, für uns sehr brauchbare *Bachiana* aus Forkels Nachlaß verdanke, unter anderem Forkels *vade mecum*, wofür Riedel in der Auction 20 rthl bezahlte.«, Friedrich Conrad Griepenkerl an Carl Gotthelf Siegmund Böhme vom Verlag C. F. Peters, Braunschweig 11. September 1843; zit. nach Karen Lehmann: *Die Anfänge einer Bach-Gesamtausgabe. Editionen der Klavierwerke durch Hoffmeister und Kühnel (Bureau de Musique) und C. F. Peters in Leipzig 1801–1865. Ein Beitrag zur Wirkungsgeschichte J. S. Bachs*, Hildesheim 2004 (= Leipziger Beiträge zur Bachforschung, Bd. 6), S. 353 und 554. Wohin dieses Manuskript aus Griepenkerls Besitz gelangte, ist unbekannt.

11 Vgl. hierzu auch Beatrix Borchard: *Lücken schreiben. Oder: Montage als biographisches Verfahren*, in: Biographie schreiben, hrsg. von Hans Erich Bödeker, Göttingen 2003 (= Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft, Bd. 18), S. 211–241.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Ein zweites Problemfeld eröffnete sich durch Forkels Haltung gegenüber der Musik seiner Zeit, namentlich zur Wiener Klassik. Im Laufe seiner 69 Lebensjahre erlebte er diese Epoche in toto mit, genauer gesagt das gesamte Schaffen Haydns und Mozarts sowie die Werke Beethovens bis zur 8. Sinfonie. Zumindest Haydn und Beethoven hatte er vermutlich sogar persönlich kennengelernt.[12] Dass Forkel die nachhaltige Bedeutung dieser Komponisten – aus heutiger Perspektive zweifelsohne die Zentralgestirne dieser Zeit – verkannt habe, ist ein Topos, der die neuere Fachliteratur auf ganzer Länge durchzieht. Er hat seinen Ursprung in Franz Peters-Marquardts und Alfred Dürrs Personenartikel in der ersten Ausgabe der Enzyklopädie *Die Musik in Geschichte und Gegenwart*.[13] Die Autoren stützen sich im Wesentlichen auf einen anonym erschienenen Artikel in der *Niederrheinischen Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler*.[14] In der von Ludwig Friedrich Christian Bischoff herausgegebenen Zeitschrift erschien 1865 »in Original-Handschrift« ein Blatt aus Forkels »täglichen Aufzeichnungen«:

> »*Beethoven*. Er hat alles, was die Natur geben kann, nur nichts gelernt. – Bei Beethoven ist es, als wenn man von einer Ruine auf die andere springen müsse, so wild, zerrissen und aus einander gesprengt ist Alles. Und was das Schlimmste ist, die Ruinen sind einander so ähnlich, dass kein anderer Unterschied unter ihnen ist, als dass die eine etwas auf einem Hügel, die andere in einem Thale liegt. Diese Hügel und Thäler sind zwar von verschiedener Höhe und Tiefe: aber die zerrissenen, gemantschten Stimmen in den so genannten Modulationen, die man so gern Reichthum der Erfindung nennt, sind doch nicht viel anders bei ihm, als Transpositionen eines und eben desselben Gedankens aus der Tiefe in die Höhe oder aus der Höhe in die Tiefe. Auch nicht *ein* Werk hat er gemacht, von dem man sagen kann, es sei in seinem Zusammenhang reines Meisterwerk. Er sucht das Collosalische und macht das Pianoforte zu einem vollständigen Orchester.
>
> *Mozart*. In der grossen Welt, worin er schon als Kind herum geführt wurde und desswegen nie zu einem ruhigen Studium der Kunst auf sich selbst kommen konnte, ist der Gebrauch der Musik nicht nach der Vollkommenheit der menschlichen Natur, sondern nach ihrer Unvollkommenheit berechnet; fast eben so, wie die Verfassungen der Staaten berechnet sind.«[15]

Obschon weder die Originalquelle noch die Datierung dieser assoziativen Aufzeichnungen mitgeteilt wurde, die Authentizität mithin nicht gesichert ist, lassen sie sich inhaltlich durchaus mit Forkels musikalischem Denken in Einklang bringen – zielt seine Kritik doch in beiden Fällen auf den von ihm konstatierten Mangel an solider musiktheoretischer Bildung. Belastbare Belege für Forkels vorgebliche Ablehnung der Wiener Klassiker und ihrer Werke sind indes rar. Nur ein Mal

12 Vgl. Kap. V.4.2.

13 Vgl. Franz Peters-Marquardt und Alfred Dürr: Art. »*Forkel*«, in: MGG, Bd. 4 (1955), Sp. 514–520, hier Sp. 519.

14 Anonym: *Curiosa*, in: Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler (Köln), Nr. 29 vom 22. Juli 1865, S. 231–232.

15 Ebd., S. 232.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

widmete er sich in seinen gedruckten Schriften Haydn, wobei die verhaltene Besprechung der *XII. Lieder für das Clavier* Hob. XXVIa:1–12 (Wien 1781) mitnichten geeignet ist, daraus ein negatives Urteil über Haydns kompositorische Potenz insgesamt abzuleiten.[16] Mit Werken Mozarts oder Beethovens setzte er sich in seinen Publikationen nicht auseinander.[17] Der lapidare Grund ist wohl, dass er sich bereits seit den 1780er Jahren ganz auf die Besprechung theoretischer Schriften spezialisiert hatte. Dennoch entstand der Eindruck, die maßgeblichen musikalisch-stilistischen Entwicklungen seiner Zeit seien spurlos an Forkel vorübergezogen. Sein vehementes Eintreten für die Musik der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, vor allem für das Werk Johann Sebastian Bachs, verfestigte dieses Stigma weiter, und es haftet Forkel bis heute an.

Das dritte und letzte Problemfeld ist eines, das sich die Musikwissenschaft mit ihrem frühen Ahnherrn selbst eingehandelt hat. Wilibald Gurlitt war es, der sich in einem 1918/19 erschienenen Aufsatz *Hugo Riemann und die Musikgeschichte* erstmals wissenschaftlich mit Forkels historiographischen Arbeiten befasst hat.[18] Gurlitt lenkte die Aufmerksamkeit insbesondere darauf, dass die *Allgemeine Geschichte der Musik* den Beginn der Musikhistoriographie in Deutschland markierte und wies ihr deshalb im Kanon des deutschsprachigen musikhistorischen Schrifttums einen exponierten Rang zu. Ihr Verfasser wurde – damit an Gerbers Lexikonartikel von 1790 anknüpfend – zum »Nestor der neueren deutschen Musikgeschichtsschreibung« proklamiert.[19] Mit der pauschalen Etikettierung zum »Begründer der Musikwissenschaft als einer modernen Hochschuldisziplin« durch Gurlitts Schüler Heinrich Edelhoff im Jahr 1935, die bereitwillig aufgegriffen wurde und den Göttinger Gelehrten in der Folge häufig verkürzt zum »Begründer der Musikwissenschaft« schlechthin erhob, erwies man ihm dann endgültig einen Bärendienst, denn damit endete ein Forschungsstrang just an dem Punkt, an dem er eigentlich hätte einsetzen und ausgesponnen werden müssen.[20] Dies wiederum führte zu fragwürdigen, mitunter auch verfehlten Überlieferungen und Deutungen, die Forkels Individualität zuweilen als die eines emotionslos-trockenen Gelehrten, zuweilen als skurril-cholerische Reizfigur erscheinen ließen. Es bleibt also zu fragen, wie heute mit solcherlei Etikettierungen umzugehen ist und ob sie nicht den Blick auf die wesentlichen Fragen eher verstellen.

Wenn Johann Nikolaus Forkel – trotz der genannten Erschwernisse – in den Fokus der musikwissenschaftlichen Forschung gelangte, dann im Wesentlichen

16 Vgl. Johann Nikolaus Forkel: *Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1783*, S. 17.

17 Vgl. die Aufstellung sämtlicher nachweisbaren Rezensionen im Anhang 3.

18 Vgl. Wilibald Gurlitt: *Hugo Riemann und die Musikgeschichte. Erster Teil: Voraussetzungen*, in: ZfMw 1 (1918/19), S. 571–587.

19 Ebd., S. 574.

20 Heinrich Edelhoff: *Johann Nikolaus Forkel. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikwissenschaft*, Phil. Diss. Göttingen 1935 (= Vorarbeiten zur Geschichte der Göttinger Universität und Bibliothek, Heft 15), S. 102.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

aus drei Richtungen: Erstens seitens der operngeschichtlichen Forschung, die Forkels scharfe Kritik an Glucks *Iphigénie en Aulide* ins Visier nahm, die er 1778 in einer Buchrezension unter dem Titel *Ueber die Musik des Ritters Christoph von Gluck* im ersten Band seiner *Musikalisch-kritischen Bibliothek* veröffentlicht hatte.[21] Wenngleich sich Forkel ansonsten kaum zum Musiktheater geäußert hat, war die Durchschlagskraft dieses Textes doch immens. Zweitens (und sehr viel stärker) seitens der musikhistoriographischen Forschung, die sich – spätestens seit Gurlitt – vor allem mit der zweibändigen, unvollendet gebliebenen *Allgemeinen Geschichte der Musik* (Leipzig 1788 und 1801) beschäftigte.[22] Zu den rezeptionsgeschichtlichen Charakteristika von Forkels Musikgeschichte gehört es, dass ihre zentrale Bedeutung als Meilenstein der Musikhistoriographie in nahezu jeder einschlägigen Gesamtdarstellung akzentuiert wird, dass eingehendere oder gar monographische Studien jedoch unverhältnismäßig lange ausgeblieben sind. Erst in neuerer Zeit entstanden Arbeiten, die diese eigentümliche Forschungslücke zu füllen begannen.[23] Ein drittes Interesse erwuchs seitens der Bach-Forschung und widmete sich Forkels Mitarbeit an den *Œuvres complettes de Jean Sebastien Bach* (Leipzig 1801–1804) sowie der Biographie *Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke* (Leipzig 1802).[24] Dabei fällt ins Auge, dass Forkel von dieser Seite selektiv wahrgenommen wird, nämlich primär als Besitzer und Überlieferer von Bach-Handschriften, während seine eigentliche Rolle in der frühen Geschichte der Bach-Forschung zunehmend in den Hintergrund zu geraten scheint. Das musikwissenschaftliche Interesse an Forkels nachgelassener Privatbibliothek konzentrierte sich ohnehin von jeher fast ausschließlich auf die dort überlieferten Werke Bachs.[25] Lässt man die bisherige Forkel-Forschung in ihrer Gesamtheit Re-

21 Forkel: *Musikalisch-kritische Bibliothek*, Bd. 1 (1778), S. 53–173 sowie S. 174–210. Vgl. hierzu Kap. V.2.2.

22 Vgl. Kap. V.4.1.

23 Hier sind vor allem zu nennen Frank Hentschel: *Bürgerliche Ideologie und Musik: Politik der Musikgeschichtsschreibung in Deutschland 1776–1871*, Frankfurt/Main und New York 2006, Guido Heldt: *»Mehrere Arten von Vollkommenheit«: Johann Nikolaus Forkel am Abgrund des Relativismus*, in: Vom Preis des Fortschritts: Gewinn und Verlust in der Musikgeschichte, hrsg. von Andreas Haug und Andreas Dorschel, Wien, London und New York 2008 (= Studien zur Wertungsforschung, Bd. 49), S. 282–312, Oliver Wiener: *Apolls musikalische Reisen. Zum Verhältnis von System, Text und Narration in Johann Nikolaus Forkels Allgemeiner Geschichte der Musik (1788–1801)*, Mainz 2009 (= structura & experientia musicae, Bd. 1), ders.: *1800/1900 – Notizen zur disziplinären Kartographie der Musikwissenschaft*, in: Konzert und Konkurrenz. Die Künste und ihre Wissenschaften im 19. Jahrhundert, hrsg. von Christian Scholl, Sandra Richter und Oliver Huck, Göttingen 2010, S. 19–41 sowie zuletzt Christiane Marianne Vorster: *Versuche von Musikgeschichtsschreibung in Zeiten musikalischer Kanonbildung. Die Musikgeschichten von Sir John Hawkins, Charles Burney und Johann Nicolaus Forkel*, Diss. Berlin 2013, Druck Frankfurt/Main 2013 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe XXXVI, Musikwissenschaft, Bd. 273).

24 Vgl. Kap. V.4.3 und Kap. V.5.1.

25 Vgl. etwa das Kapitel »Die Sammlung Forkel als Sonderfall« in: Hans-Joachim Schulze: *Studien zur Bach-Überlieferung im 18. Jahrhundert*, Leipzig und Dresden 1984, S. 26–27. Die weit über hun-

© V&R unipress GmbH, Göttingen

vue passieren, hat man also zum einen den Dreiklang der skizzierten Problemfelder der Forschung zu berücksichtigen, zum anderen den Umstand, dass bislang von Seiten der Opernforschung, der musikhistoriographischen Forschung und der Bach-Forschung unter ganz heterogenen Voraussetzungen und mit sehr spezifischen, zumeist stark eingegrenzten Fragestellungen an Forkel und sein Werk herangetreten worden ist. Beides zusammen brachte ein Zerrbild hervor.

Verlässt man die überkommenen Perspektiven und versucht, sich der Persönlichkeit Forkels und seinem Wirken auf andere Weise zu nähern, so wird bald evident, worin sich seine Bedeutung für die Musikwissenschaft tatsächlich manifestiert: Gerade nicht in einzelnen Abhandlungen oder punktuellen Verlautbarungen zu aktuell virulenten Themen oder Tendenzen, sondern im erstaunlich breiten Spektrum seines musikalischen und historischen Denkens und der organisch daraus resultierenden enormen Vielseitigkeit seines Schreibens und Wirkens. Den bestmöglichen Entfaltungsraum dafür bot die Göttinger Universität, deren kulturphilosophisches Konzept der »Universalhistorie« sich in idealer Weise mit Forkels Geschichtsauffassung deckte und von ihm weiter ausgeprägt wurde. Was Forkel letztlich auszeichnet und aus dem Kreis der Musikschriftsteller heraushebt, ist sein außergewöhnlich zuverlässiges Sensorium für die zu seiner Zeit in der Musikwissenschaft dringlichsten Desiderata, nämlich – gleichsam als conditio sine qua non einer musikalischen Wissenschaft – die zielgerichtete Sicherung der musikalischen Quellen sowie eine solide Grundlegung in musiktheoretischer, musikkritischer, musikbibliographischer, musikhistoriographischer und nicht zuletzt musikeditorischer Hinsicht. Das verbindende Element war – wie zu erörtern sein wird – das beharrliche Bestreben, die Musikwissenschaft durch die planvolle Verfeinerung ihrer Methoden den übrigen geisteswissenschaftlichen Disziplinen gleichrangig an die Seite zu stellen.

Die vorliegende Arbeit war anfänglich als Studie über Forkels Ämter und Aufgaben als Akademischer Musikdirektor in Göttingen konzipiert. Im Zuge der Quellen- und Literaturrecherchen zeigte sich jedoch alsbald, dass diese Eingrenzung aus zwei Gründen aufgebrochen werden musste: Erstens, weil sein Wirken als Akademischer Musikdirektor untrennbar mit seinem publizistischen und künstlerischen Schaffen als Musikschriftsteller, Musiker und Komponist verknüpft war. Und zweitens, weil sich bei nahezu allen Detailfragen eklatante Forschungsdefizite offenbarten, die es unumgänglich machten, anhand gründlicher Quellenrecherchen allererst einen zuverlässigen Überblick zu gewinnen, um der Forschung eine belastbare Basis an die Hand zu geben und die anstehenden wesentlichen

dert bislang von der Bach-Forschung identifizierten Bach-Quellen aus Forkels Besitz sind bequem über die Homepage des Projekts »Bach Digital« recherchierbar, das auf dem »Göttinger Bach-Katalog« basiert und vom Bach-Archiv Leipzig in Zusammenarbeit mit der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, dem Rechenzentrum der Universität Leipzig und der Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden gepflegt wird.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Fragen präziser formulieren zu können. So unverzichtbar Spezialuntersuchungen zu begrenzten Themenbereichen sind, so unverzichtbar ist es auch, von Zeit zu Zeit den Versuch zu unternehmen, die aus den verschiedensten erkenntnisleitenden Interessen heraus separat gesponnenen Forschungsfäden zu einem stärkeren Strang zusammenzuwirken. Im Falle Forkels ist ein solcher Versuch bislang nur einmal unternommen worden, nämlich 1935 von Heinrich Edelhoff. Aus diesen Gründen erscheint es zwingend erforderlich, von der ursprünglich geplanten Konzeption einer rein berufsgeschichtlich ausgerichteten Studie abzugehen und stattdessen einmal mehr den Versuch einer überblicksartigen Gesamtdarstellung zu unternehmen. Eine solche Darstellungsweise kann und will naturgemäß nicht den Anspruch erheben, zu allen einzelnen Aspekten von Forkels Leben und Schaffen die jeweils letztgültigen Deutungen zu liefern. Sie hat vielmehr ihren Zweck erfüllt, wenn sie zu weiterführenden Diskussionen anregt.

Literatur

Zunächst soll ein kursorischer Blick auf die wesentliche Forschungsliteratur zeigen, an welchem Punkt der Forschung die folgenden Untersuchungen ansetzen. Dabei ist zunächst die Literatur zur Geschichte und Musikgeschichte der Stadt Göttingen und ihrer Universität zu betrachten, sodann jene zu Forkels Werk und Wirken. Daran anschließend wird zu erläutern sein, wie aus dem zu untersuchenden Gegenstand einerseits und der Forschungssituation andererseits eine methodische Vorgehensweise und Schwerpunktsetzung resultiert, die sich den Fragestellungen aus biographischer, lokal-, institutionen-, sozial- und ideengeschichtlichen Perspektive zu nähern versucht, wobei der Gegenstand selbst die Berührungen, Überschneidungen und Überlagerungen dieser Perspektiven bedingt.

Die Einrichtung der Universität 1734 markiert einen derart gravierenden Wendepunkt in der Geschichte Göttingens, dass beinahe von einer zweiten Stadtgründung gesprochen werden kann. Sie verwandelte eine bis dato marginale Ackerbürgerstadt binnen weniger Jahrzehnte in einen Wissenschaftsstandort von europaweiter Ausstrahlung. Der Gründung der »Georgia Augusta« im Allgemeinen und der von Anbeginn hohen Geltung der Geschichtsforschung im Besonderen ist auch der Umstand zu danken, dass die Lokalgeschichte Göttingens heute außerordentlich gut dokumentiert ist.[26] Und nicht zuletzt ist die Universi-

26 An allgemeiner Literatur zur Göttinger Lokalgeschichte sei stellvertretend genannt: Albrecht Saathoff: *Geschichte der Stadt Göttingen*, Bd. 1 (bis zur Gründung der Universität), Göttingen 1937, Bd. 2 (seit der Gründung der Universität), ebd. 1940; Ferdinand Wagner: *Chronik der Stadt Göttingen*, Göttingen 1937; Wilhelm van Kempen: *Göttinger Chronik*, Göttingen 1953 sowie *Göttingen. Geschichte einer Universitätsstadt*, Bd. 1: *Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges*, hrsg. von Dietrich Denecke und Helga-Maria Kühn, Göttingen 1987; Bd. 2: *Vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Anschluss an Preußen – Der Wiederaufstieg als Universitätsstadt (1648–1866)*, hrsg. von Ernst Böhme und Rudolf Vierhaus, Göttingen 2002; Bd. 3: *Von der preußischen Mittelstadt zur*

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tät ihrerseits zu einem dankbaren Untersuchungsgegenstand der Institutionengeschichte geworden.[27] Die Fülle qualifizierter Studien zu fast jedem denkbaren Detailthema setzt den Forscher hierbei in die angenehme Lage, eine gezielte Auswahl treffen zu können. Für das Verständnis des komplexen soziokulturellen Bezugsfeldes, das sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Göttingen ausbildete und in das auch Forkel eingebunden war, ist eine Reihe vorzüglicher sozialgeschichtlicher Untersuchungen zur Stadtgeschichte Göttingens im 18. Jahrhundert hilfreich. Stellvertretend seien hier die grundlegenden Arbeiten von Burkhard und Wieland Sachse zur Bevölkerungs- und Sozialstruktur,[28] die Studie von Stefan Brüdermann über die Göttinger akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert[29] sowie die Arbeit von Birgit Panke-Kochinke über Göttinger Professorenfamilien im 18. und 19. Jahrhundert genannt.[30] Nicht unerwähnt bleiben darf die gründliche Quellenstudie zur Geschichte des Göttinger Schulwesens von Dierk Kunst, die sich den schulpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Kirche, Stadt, Staat und Bürgerschaft widmet und nebenbei bedeutsame Informationen zur Geschichte der Kurrende und des Kantorats beibringt.[31] Für die Bearbeitung von Forkels Zeit als Universitätsorganist ist die kirchengeschichtliche Untersuchung von Konrad Hammann zum Göttinger Universitätsgottesdienst in hohem Maße wertvoll – wenngleich sie den Aspekt der gottesdienstlichen Musik fast gänzlich außer Acht lässt.[32]

---

südniedersächsischen Großstadt 1866–1989, hrsg. von Rudolf von Thadden und Günter J. Trittel, Göttingen 1999. Zur Regionalgeschichte Niedersachsens in Forkels Göttinger Jahren vgl. grundlegend Reinhard Oberschelp: *Niedersachsen 1760–1820. Wirtschaft, Gesellschaft, Kultur im Land Hannover und Nachbargebieten*, 2 Bde. Hildesheim 1982 (= Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 35, Quellen und Untersuchungen zur allgemeinen Geschichte Niedersachsens in der Neuzeit, Bd. 4).

27 Zur Geschichte der Göttinger Universität vgl. die Literaturangaben in Kap. I.2.

28 Burkhard Sachse: *Soziale Differenzierung und regionale Verteilung der Bevölkerung Göttingens im 18. Jahrhundert*, Hildesheim 1978 (= Veröffentlichungen des Instituts für Historische Landesforschung der Universität Göttingen, Bd. 11); Wieland Sachse: *Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert. Zur Bevölkerungs- und Sozialstruktur einer deutschen Universitätsstadt*, Phil. Diss. Göttingen 1987 (= Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 15).

29 Stefan Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit im 18. Jahrhundert*, Phil. Diss. Göttingen 1987, Göttingen 1990 (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 15).

30 Birgit Panke-Kochinke: *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert*, Diss. Berlin 1985, Pfaffenweiler 1993 (= Forum Frauengeschichte, Bd. 4).

31 Dierk Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen von der Universitätsgründung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (1734–1877). Städtische Schulgeschichte als Spiegelung der schulpolitischen Auseinandersetzungen zwischen Kirche, Stadt, Staat und Bürgerschaft unter den Tendenzen der gesellschaftlichen Veränderungen seit der Aufklärung*, Frankfurt/Main u.a. 1984 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe III, Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, Bd. 225).

32 Konrad Hammann: *Universitätsgottesdienst und Aufklärungspredigt: die Göttinger Universitätskirche im 18. Jahrhundert und ihr Ort in der Geschichte des Universitätsgottesdienstes im deutschen Protestantismus*, Tübingen 2000 (= Beiträge zur historischen Theologie, Bd. 116).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Zu den wenigen bislang noch nicht kohärent dargestellten Themenfeldern der Göttinger Lokalgeschichte gehört die Musik. Als der hannoversche Musikhistoriker Heinrich Sievers für den 1983 erschienenen dritten Band der großen *Geschichte Niedersachsens* von Hans Patze erstmals ein Literaturverzeichnis für die lokale Musikgeschichte niedersächsischer Städte erstellte,[33] konnte er für Göttingen gerade einmal zwei relevante Titel nachweisen: Eine Untersuchung zur Göttinger Theatergeschichte im achtzehnten Jahrhundert von Otto Deneke (1930) sowie die Forkel-Biographie von Heinrich Edelhoff (1935).[34] Beide waren freilich keineswegs als stadtmusikhistorische Studien konzipiert und lassen das Fehlen einer solchen nur noch deutlicher hervortreten. Dieses dringende Desideratum verwundert umso mehr, als Göttingen der Ort ist, an dem sich die neuere Musikhistoriographie herausbildete und auch später eine Reihe bedeutender Musikhistoriker wirkte.[35] Doch hat es immerhin einige Vorarbeiten gegeben. Friedrich Ludwig (1872–1930), der Begründer und erste Lehrstuhlinhaber des Göttinger musikwissenschaftlichen Seminars, beschäftigte sich zeitweilig mit der Musikgeschichte seiner Stadt und stellte eine Sammlung handschriftlicher Aufzeichnungen zusammen, die sich in seinem Nachlass in der Göttinger Universitätsbibliothek erhalten hat.[36] Das Konvolut umfasst insgesamt 93 Blätter und behandelt lediglich die Zeit ab 1735, also seit der Gründung des Collegium musicum durch Johann Friedrich Schweinitz. Eine Chronik unter dem Titel *Aus dem Göttinger Musikleben*, die bis zum Jahr 1906 reicht, beschließt die Aufzeichnungen.[37] Welche konkreten lokalhistorischen Pläne Ludwig abseits seiner mediävistischen Studien hegte bzw. ob er gar an eine Publikation seiner Forschungsergebnisse dachte, ist nicht bekannt.

In neuerer Zeit sind wenigstens einzelne Aspekte der Göttinger Musikgeschichte in den Blick genommen worden. Der entsprechende Stadtartikel in *The New Grove Dictionary of Music and Musicians* von Percy M. Young aus dem Jahre 1980 betont – aus dezidiert britischer Perspektive – die Bach- und Händeltraditionen, also die Bach-Forschung und die Händel-Aufführungen.[38] In den Jahren 1989 bis 1993 brachte das vom »Geschichtsverein für Göttingen und Umgebung« her-

33 Hans Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3, Teil 2: *Kirche und Kultur von der Reformation bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts*, Hildesheim 1983 (= Veröffentlichungen der historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen, Bd. 36), S. 814 (von Heinrich Sievers).

34 Otto Deneke: *Göttinger Theater im achtzehnten Jahrhundert*, Göttingen 1930 (= Göttinger Nebenstunden, Bd. 8).

35 Vgl. Kap. V.4.1.

36 D-Gs: Nachlass Friedrich Ludwig XXXII; vgl. hierzu Ursula Günther: *Friedrich Ludwig in Göttingen*, in: Staehelin (Hrsg.): Musikwissenschaft und Musikpflege (1987), S. 152–175. Ludwigs Aufzeichnungen sind meist stichwortartig angelegt, mit Kürzeln durchsetzt, äußerst mühsam zu entziffern und daher nur sehr begrenzt verwertbar. Die Exzerpte und Notizen zu Forkels Leben und Wirken erscheinen in einem kurzen, maschinenschriftlichen Text zusammengefasst (fol. 42r).

37 D-Gs: Nachlass Friedrich Ludwig XXXII, fol. 34–41v.

38 Percy M. Young: Art. »*Göttingen*«, in: NGroveD, Bd. 7 (1980), S. 568–569.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ausgegebene *Göttinger Jahrbuch* neben einer fortgeschriebenen Stadtchronik und Bibliographien zur Geschichte und Landeskunde eine Reihe von aufschlussreichen Aufsätzen zu lokalmusikhistorischen Fragestellungen, etwa die Studien von Daniela Garbe und Bernd Wiechert zu Johann Friedrich Schweinitz,[39] von Burkhard Egdorf zur Göttinger Stadtmusik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts[40] oder von Claudia Engmann und Bernd Wiechert zur musikalischen Gestaltung der Universitätsjubiläen im 18. und 19. Jahrhundert.[41] Ebenfalls von Bernd Wiechert stammt der knapp siebenspaltige Artikel über die Stadt Göttingen in der Neuausgabe der *Musik in Geschichte und Gegenwart*, dessen Verdienst es ist, erstmals die engen institutionellen Verflechtungen von Kirchenmusik, Stadtmusik, Militärmusik und Universitätsmusik zu berücksichtigen.[42] Der von Percy M. Young und Bernd Wiechert gemeinsam verfasste Stadtartikel in der neuen Ausgabe des *New Grove Dictionary* aus dem Jahre 2001 lässt Wiecherts Forschungsergebnisse mit einfließen, behält aber ansonsten die oben erwähnte Akzentuierung bei.[43] Abschließend sei die 2008 erschienene musik- und bildungshistorische Studie von Gesa Kasel *Das Kantorat in der Modernisierung der Stadtkultur* genannt, die am Beispiel niedersächsischer höherer Schulen zwischen 1750 und 1830 sehr plastisch schildert, wie sich das seit der Reformation ausgebildete Amt des Kantors im Zuge der Aufklärung von der institutionellen Einbindung in Kirche und Schule löste. Dieser strukturelle Wandel hatte zur Folge, dass zahlreiche Kantoren ihr Engagement auf neue Bereiche des entstehenden bürgerlich-urbanen Musiklebens verlagerten. Neben Hannover, Lüneburg, Braunschweig und Hildesheim wird auch die Entwicklung des Kantorats in Göttingen beleuchtet.[44] Ungeachtet dieser verdienstvollen Ansätze ist jedoch zusammenfassend festzustellen, dass eine monographische Darstellung der Göttinger Stadtmusikgeschichte, namentlich der akademischen Musikpflege, immer noch aussteht und höchst wünschenswert ist.

39 Daniela Garbe und Bernd Wiechert: *Der Director musices, Organist und Kantor Johann Friedrich Schweinitz. Ein Beitrag zur Musikgeschichte Göttingens im 18. Jahrhundert*, in: Göttinger Jahrbuch 37 (1989), S. 71–90 sowie Bernd Wiechert: *Noch einmal: Johann Friedrich Schweinitz*, in: Göttinger Jahrbuch 41 (1993), S. 133–136.

40 Burkhard Egdorf: *Von der Stadtmusik im 19. Jahrhundert bis zur Gründung des Göttinger Symphonie-Orchesters. Ein Beitrag zur kommunalen Musikgeschichte Göttingens*, Göttingen 1989 sowie ders.: *Die Göttinger Stadtmusik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts*, in: Göttinger Jahrbuch 38 (1990), S. 127–141.

41 Claudia Engmann und Bernd Wiechert: *»Tag voller Anmuth, voller Pracht«, Zur musikalischen Gestaltung der Universitätsjubiläen im 18. und 19. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Göttinger Musikgeschichte*, in: Göttinger Jahrbuch 39 (1991), 61–96.

42 Bernd Wiechert: Art. *»Göttingen«*, in: MGG_2S, Bd. 3 (1995), Sp. 1552–1559.

43 Percy M. Young/Bernd Wiechert: Art. *»Göttingen«*, in: $NGroveD_2$, Bd. 10 (2001), S. 197–198.

44 Gesa Kasel: *Das Kantorat in der Modernisierung der Stadtkultur. Eine musik- und bildungshistorische Studie am Beispiel niedersächsischer höherer Schulen zwischen 1750 und 1830*, Hamburg 2008 (= Schriften zur Kulturgeschichte, Bd. 5), über Göttingen S. 124–133, S. 190–203, S. 260–265 und S. 307–312.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Eine kritische Durchsicht der erwähnenswerten Gesamtdarstellungen zu Forkels Werk und Wirken hat sich in Ermangelung einschlägiger Monographien fast ausschließlich mit Artikeln in allgemein- und fachwissenschaftlichen Repertorien zu beschäftigen.[45] Solche Artikel sind ihrem Wesen nach Gesamtdarstellungen, in ihrem Umfang sind sie freilich eingeschränkt. Der früheste Lexikoneintrag, der sich Forkel widmete, findet sich bereits im Jahre 1778 in Johann Georg Meusels *Teutschem Künstlerlexikon*.[46] Dies ist insofern bemerkenswert, als Forkel seinerzeit noch keine dreißig Jahre alt war und seinen Lebensunterhalt durch Privatunterricht bestritt.[47] Der fünfzeilige Artikel wusste denn auch kaum mehr zu berichten, als dass er ein »Tonkünstler und Gelehrter zu Göttingen« sei und 1773 die Sammlung *Herrn Gleims Neue Lieder* publiziert habe.[48] Die *Historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Coburg* von Johann Gerhard Gruner nannte Forkel 1783 neben Johann Philipp Kirnberger (1721–1783), Georg Simon Löhlein (1725–1781), Anton Schweitzer (1735–1787) und Johann Paul Schulthesius (1748–1816) als »vortrefliche in der Welt bekannte Tonkünstler«, die aus der Coburger Region stammen.[49] Eingang in die musikalisch-fachwissenschaftlichen Repertorien fand er erstmals mit einem Artikel in Gerbers bereits erwähntem *Lexicon der Tonkünstler* aus dem Jahre 1790.[50] Gerber, der Forkel im Jahre 1786 auf einer Rückreise aus Kassel in Göttingen aufgesucht hatte,[51] titulierte ihn zutreffend als »Doktor der Philosophie und Musikdirektor der Akademie zu Göttingen« und brachte – neben der bereits erwähnten Nobilitierung – eine Würdigung seiner musikalischen Privatbibliothek sowie ein erstes, nahezu vollständiges Werkverzeichnis der bis dahin entstandenen Schriften und Kompositionen.[52] Im 1812 erschienenen *Neuen historisch-biographischen Lexikon der Tonkünstler* (das Forkel in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen* mit einer missgünstigen Kritik überzog) wurden die neuen Werke nachgetragen.[53]

Unter den unmittelbar nach Forkels Ableben 1818 erschienenen Nekrologen und Artikeln ragte einer heraus, den man schon seines Umfangs von vierzehn Seiten wegen mit einigem Recht als die erste brauchbare Forkel-Biographie be-

45 Die Fachliteratur zu Spezialthemen – insbesondere zur *Allgemeinen Geschichte der Musik* und der Bach-Biographie – wird in den entsprechenden Kapiteln herangezogen.

46 Johann Georg Meusel: Art. »*Forkel*«, in: Ders.: Teutsches Künstlerlexikon, Lemgo 1778, S. 35.

47 Vgl. Kap. II.3.

48 Meusel: Art. »*Forkel*« (1778), S. 35. Von den drei Liedern FoWV 108–110 im *Göttinger Musenalmanach* (1773) sowie der Schrift *Ueber die Theorie der Musik* (1777) weiß Meusel noch nichts.

49 Johann Gerhard Gruner: *Historisch-statistische Beschreibung des Fürstenthums Coburg, S. Saalfeldischen Antheils, nebst einem Urkunden-Buch und einer Karte dieses Fürstenthums*, Coburg 1783, S. 320.

50 Vgl. GerberATL, Bd. 1 (1790), Sp. 424–427.

51 Vgl. Ernst Ludwig Gerber: Art: »*Gerber*«, in: GerberNTL, Bd. 2 (1812), Sp. 293–305, hier Sp. 298.

52 Ebd., Sp. 424–425.

53 Ernst Ludwig Gerber: Art. »*Forkel*«, in: GerberNTL, Bd. 2 (1812), Sp. 168–170; zu Forkels Rezension in den *Göttingischen gelehrten Anzeigen*; vgl. Kap. V.2.3.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

zeichnen kann. Der Artikel erschien noch im Todesjahr unter dem Verfassernamen »J. L. Cr.« in der Sammlung *Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken* bei Brockhaus in Leipzig.[54] Hinter dem Kürzel »J. L. Cr.« verbirgt sich mit großer Wahrscheinlichkeit Johann Ludwig Casper (1796–1864).[55] Casper war als junger Mann (1810–1812 und 1819–1825) Mitglied der Sing-Akademie zu Berlin, wurde dort mit Zelter bekannt und war zeitweise für das Notenarchiv der Sing-Akademie verantwortlich.[56] Zelter unterrichtete ihn in der Musik und erwähnte ihn mehrfach anerkennend in seiner Korrespondenz mit Goethe.[57] Zelter stellte ihm Ostern 1817 darüber hinaus ein Empfehlungsschreiben aus, mit dem sich Casper wenig später bei dem Weimarer Dichterfürsten vorstellte.[58] Casper befand sich seinerzeit auf der Durchreise nach Göttingen, wo er sich – auf pharmakologische Studien in Berlin aufbauend – am 28. April 1817 als Medizinstudent immatrikulierte.[59] In dieser Zeit wurde er einer der letzten Schüler Forkels. Casper avancierte später zu einem erfolgreichen Gerichtsmediziner in Berlin, wirkte daneben als Sänger, verkehrte im Hause Mendelssohns und schuf die Libretti zu mehreren von Mendelssohns Jugendopern. Über seine persönliche Bekanntschaft mit Forkel hinaus hatte Casper nach dessen Tod Zugang zu seinem Nachlass und auch zu seiner Korrespondenz, aus der er eine Anzahl von Briefen an sich genommen hat.[60] Die Schilderungen des zweiundzwanzigjährigen Studenten sind zwar einerseits durch ihre Schülerperspektive stark idealisierend gefärbt und in ihren Datie-

54 Casper: Art. »*Forkel*« (1818), S. 121–136.

55 Auf einem Exemplar des *Versteigerungskatalogs* (1819) findet sich ein handschriftlicher Vermerk, der »nach mündlichen Erzählungen« einen gewissen »Dr. Casper« als Verfasser der Forkel-Biographie identifiziert (D-B: Mus. Df 132a/1); vgl. auch Edelhoff: *Johann Nikolaus Forkel* (1935), S. 15.

56 Zu Casper vgl. ADB, Bd. 4 (1876), S. 58–59 sowie insb. Hans-Joachim Schulze: *Karl Friedrich Zelter und der Nachlaß des Bach-Biographen Johann Nikolaus Forkel. Anmerkungen zur Bach-Überlieferung in Berlin und zur Frühgeschichte der Musiksammlung an der Königlichen Bibliothek*, in: JbPrKu 1993, S. 141–150, hier S. 148–150.

57 Zelter lobt Caspers musikalische und poetische Begabung und beschreibt ihn als »gewandt, geschickt, rührig, leidlich und gelitten«; vgl. Carl Friedrich Zelter an Johann Wolfgang von Goethe, Berlin 1. März 1826, zit. nach Johann Wolfgang Goethe: *Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens* (Münchner Ausgabe), hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder und Edith Zehm, *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832*, Bd. 20.1 hrsg. von Hans-Günter Ottenberg und Edith Zehm, München und Wien 1991, Bd. 20.2 hrsg. von Edith Zehm und Sabine Schäfer, ebd. 1998, Bd. 20.3 hrsg. von Edith Zehm, ebd. 1998, hier Bd. 20.1 (1991), Nr. 501, S. 909.

58 Vgl. Carl Friedrich Zelter an Johann Wolfgang von Goethe, Berlin 6. April 1817, in: *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1799 bis 1832*, Bd. 20.1 (1991), Nr. 290, S. 504–505.

59 Zelter begegnete Casper wieder, als er sich im Sommer 1818 in Göttingen aufhielt, um den Nachlass Forkels zu sichten; vgl. Kap. V.3.3.

60 Schulze vermutet, Forkels Erbe habe Casper möglicherweise als Dank für die Ausarbeitung der Forkel-Biographie die Erlaubnis erteilt, einige besonders interessante Stücke der Korrespondenz zu entnehmen. Solche Briefe, die Casper mit einem Besitzvermerk versehen hatte, sind bis heute erhalten; vgl. Schulze: *Karl Friedrich Zelter und der Nachlaß des Bach-Biographen Johann Nikolaus Forkel* (1993), S. 148–150.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

rungen nicht immer zuverlässig, andererseits sind sie jedoch durch ihre umfassenden und intimen Detailkenntnisse unschätzbar wertvoll. Für die Bedeutung von Caspers Darstellung spricht nicht zuletzt das Faktum, dass die Forkel-Artikel in den Repertorien von Rotermund (1823), Schilling (1836), Fétis (1866), Mendel (1873) und auch Eduard Krügers Artikel in der *Allgemeinen Deutschen Biographie* (1877) keine signifikanten Erkenntnisgewinne beizubringen in der Lage waren.[61] Erst Robert Eitners im Jahre 1901 erschienener Eintrag in seinem *Biographisch-bibliographischen Quellenlexikon* eröffnete der Forschung neue Möglichkeiten, in dem er das Forkel-Werkverzeichnis erstmals um eine Fülle von (allerdings heute überholten) Standortnachweisen bereicherte.[62]

Gegen Ende der 1920er Jahre traten einige Heimatforscher aus dem Coburger Raum auf den Plan und begannen, sich ihres bedeutenden Landsmannes zu vergewissern. Allen voran sind hier Thilo Krieg, Hermann Schleder, August Schammberger, Walter Heins und Franz Peters-Marquardt zu nennen. Der Coburger Landesarchivleiter Thilo Krieg (1873–1933) nahm Forkel 1927 in die regionalgeschichtliche Biographiensammlung *Das geehrte und gelehrte Coburg* auf und ließ seinem knappen Artikel vier Jahre später einen weit umfangreicheren Nachtrag mit ausführlichen bibliographischen Angaben folgen.[63] Dieser Nachtrag war erforderlich geworden, weil der erste Artikel den Wunsch aufkommen ließ, an Forkels Geburtshaus in Meeder bei Coburg eine Gedenktafel anzubringen. Die inhaltlichen Vorbereitungen übernahm der Coburger Oberstudienrat Hermann Schleder. Wissenschaftliche Bemühungen regional ansässiger Laien wurden und werden von der etablierten Fachwissenschaft nicht zwangsläufig mit Wohlwollen begleitet. Schleder koordinierte seine Arbeiten aber von Anbeginn mit dem Göttinger Ordinarius Friedrich Ludwig und bereicherte den Forschungsstand unter dessen professioneller Sekundanz um zahlreiche neue Quellen und Fakten. So stießen Schleder und Ludwig erstmals auf die 1818 erschienene Forkel-Biographie

61 Vgl. Heinrich Wilhelm Rotermund: Art. »*Forckel*«, in: Ders.: Das gelehrte Hannover oder Lexikon von Schriftstellern und Schriftstellerinnen, gelehrten Geschäftsmännern und Künstlern die seit der Reformation in und außerhalb den sämtlichen zum jetzigen Königreich Hannover gehörigen Provinzen gelebt haben und noch leben, aus den glaubwürdigsten Schriftstellern zusammen getragen, Bd. 2, Bremen 1823, S. 52–53, Gottfried Wilhelm Fink: Art. »*Forkel*«, in: Gustav Schilling: Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften, oder Universal-Lexicon der Tonkunst, Bd. 3, Stuttgart 1836, Reprint Hildesheim u.a. 2004, S. 8–11, François-Joseph Fétis: Art. »*Forkel*«, in: Biographie universelle des musiciens et bibliographie générale de la musique, Bd. 3, 2. Auflage Paris 1866, S. 292–295, Hermann Mendel: Art. »*Forkel*«, in: Musikalisches Conversations-Lexikon. Eine Encyklopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften, Bd. 3, Berlin 1873, S. 592–594 sowie Eduard Krüger: Art. »*Forkel*«, in: ADB, Bd. 7, Leipzig 1877, Reprint Berlin 1968, S. 155–156.

62 Vgl. Robert Eitner: Art. »*Forkel*«, in: Biographisch-bibliographisches Quellenlexikon der Musiker und Musikgelehrten christlicher Zeitrechnung bis Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, Bd. 4, Leipzig 1901, Reprint Graz 1959, S. 28–30.

63 Vgl. Thilo Krieg: Art. »*Forkel*«, in: Das geehrte und gelehrte Coburg, Teil I, Coburg 1927, S. 28–30 und ders.: Nachtrag zum Art. »*Forkel*«, in: Das geehrte und gelehrte Coburg, Teil III, Coburg 1931, S. 49–56.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

in der Sammlung *Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken* – ohne freilich den Verfasser Johann Ludwig Casper identifizieren zu können.[64] Am 15. September 1929 kam es zu einer Gedenkfeier in Meeder, in deren Rahmen an Forkels Geburtshaus eine von Otto Poertzel entworfene Tafel angebracht wurde.[65] Die Tafel trägt eine Reliefbüste sowie die Inschrift:

> »DEM VERDIENSTVOLLEN DARSTELLER | DES LEBENS, DER KVNST VND DER KVNSTWERKE JOH. SEB. BACHS | GEWIDMET IM JVBELJAHR VON BACHS MATTHÄVS-PASSION A.D.MCMXXIX. | DR JOH. NIKOLAVS FORKEL | GEB. 22.2.1749 ZV MEEDER / GEST. 20.3.1818 IN GÖTTINGEN«[66]

Den äußeren Anlass bot demnach ein Doppeljubiläum: Einerseits das 180. Geburtsjahr Forkels, andererseits die vermeintlich 200 Jahre zurückliegende Uraufführung von Bachs *Matthäus-Passion*.[67] Im Rahmen der feierlichen Gedenktafelweihe hielt Hermann Schleder eine später mehrfach gedruckte Festrede, in der er die Ergebnisse seiner umfangreichen Quellenstudien zusammenfasste.[68] Friedrich Ludwig, damals Rektor der Göttinger Universität, war als Ehrengast anwesend und sprach über seinen frühen Vorgänger.[69]

64 Vgl. oben.

65 Den genauen Ablauf der Feier schildert Walter Heins: *Gedenktafelweihe in Meeder für Dr. Johann Nikolaus Forkel*, in: Coburger Zeitung, Nr. 218 vom 17. September 1929 (ohne Seitenzahl). Auch in: Zeitschrift für evangelische Kirchenmusik, Dezember 1929, S. 320–321.

66 Transkription nach Autopsie; vgl. die Abbildung bei Hermann Haas: *Johann Nikolaus Forkel – Wegbereiter für Bach. Musiker und Forscher aus Meeder / Verständnis für das Werk des Thomaskantors*, in: Coburger Tageblatt, 15. Juni 1963, S. 15.

67 Die Uraufführung der Bachschen *Matthäus-Passion* hatte neueren Forschungen zufolge bereits am Karfreitag 1727 stattgefunden. Gleichwohl ist es bezeichnend, dass bereits bei der Formulierung der Inschrift Forkels Eintreten für Bach deutlich in den Vordergrund gerückt wurde. Demgemäß kamen bei dem anschließenden Konzert in St. Laurentius ausschließlich Werke des Thomaskantors zur Aufführung; vgl. Heins: *Gedenktafelweihe in Meeder* (1929).

68 Vgl. Hermann Schleder: *Rede zur Weihe der Gedenktafel für Johann Nikolaus Forkel, geboren am 22. Februar 1749 in Meeder*, in: Aus der Heimat. Streifzüge durch Geschichte und Kultur des Coburger Landes. Wochenbeilage zu den Heimatglocken, Nr. 41 vom 13. Oktober 1929, S. [1]–[2] und Nr. 42 vom 20. Oktober 1929, S. [1]–[2]. In einer überarbeiteten Fassung nachgedruckt in: Zeitschrift für evangelische Kirchenmusik, Dezember 1929, S. 315–320.

69 Am 30. Oktober 1937 beging man in Meeder den 150. Jahrestag der Ernennung Forkels zum Ehrendoktor der Göttinger Universität, wobei wiederum Hermann Schleder als Festredner auftrat; vgl. *Hermann Schleder: Johann Nikolaus Forkel. Doctor of Philosophy and Music-Director, Gottingen, Germany 1749–1818*, übersetzt von Reinhold Forkel, Trenton (New Jersey) o.J. [ca. 1938–40], S. 24 (Bei dem Text handelt es sich um eine Kompilation mehrerer Aufsätze von Hermann Schleder und Thilo Krieg). Zum 200. Geburtstag Forkels am 13. März 1949 fand eine von Friedrich Schilling und Heinz Zirnbauer initiierte Gedenkfeier in St. Laurentius statt, ein Konzertprogramm mit Werken von Johann Walter, Johann Sebastian Bach und Georg Friedrich Händel ist erhalten; vgl. D-Cl: PM-I/32–34: Nachlass Franz Peters-Marquardt sowie Hermann Schleder: *Johann Nikolaus Forkel – der Wegbereiter J. S. Bachs. Das Coburger Land gedenkt seines großen Sohnes*, in: Coburger Zeitung, 22. Februar 1949 (ohne Seitenzahl).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Mit seiner im Jahre 1935 in Göttingen erschienenen Dissertation *Johann Nikolaus Forkel. Ein Beitrag zur Geschichte der Musikwissenschaft* schlug der aus Lübeck stammende Heinrich Edelhoff (1910–1944) ein neues Kapitel der Forkel-Forschung auf.[70] Die Arbeit entstand auf Anregung von Wilibald Gurlitt, der sich ja selbst intensiv mit Forkels historiographischem Denken beschäftigt hatte und seinem Schüler eigene Studienmaterialien überließ.[71] Wenngleich Gurlitt und Edelhoff den Göttinger Gelehrten – wie oben dargestellt – gewiss allzu rasch und pauschal heroisiert haben, gebührt ihnen dennoch das Verdienst, Forkel und sein Werk aus dem Dunkel der Geschichte hervorgeholt und in das Licht der musikwissenschaftlichen Diskussion gestellt zu haben.[72] Da Edelhoffs 135-seitige Dissertation bis heute der einzige Versuch einer monographischen Gesamtdarstellung geblieben ist, wird man sie bei jeglicher Auseinandersetzung mit Forkel ganz selbstverständlich heranzuziehen haben – nicht zuletzt deshalb, weil Edelhoff seinerzeit noch auf eine Reihe von Quellen zugreifen konnte, die durch Kriegseinwirkungen oder andere Umstände heute verschollen sind.[73] Bei der Auswertung der Arbeit wird jedoch auch bald evident, dass die heutigen wissenschaftlichen Erfordernissen in vielerlei Hinsicht nicht mehr Genüge leisten kann und daher einer gründlichen Revision bedarf. Zudem ist sie als typisches Produkt ihrer Zeit nicht frei von deutlich vernehmbaren nationalchauvinistischen Untertönen.[74] Besonders evident wird dies in Passagen, wo Edelhoff den patriotischen Impetus von Forkels Bach-Biographie herausstreicht und dabei – willentlich oder nicht – die Grenzlinien zwischen dem historischen Forschungsgegenstand und Edelhoffs eigener Gegenwart zu oszillieren beginnen. So schildert Edelhoff etwa im Abschnitt »Europäismus und Nationalismus Forkels«, wie sich innerhalb eines »universalhistorischen Fühlens« bei Forkel der »Einbruch eines besonderen Nationalbewußtseins« vollziehe, bevor er weiter ausführt:

> »Denn es kommt der deutschen Nation eine besondere Sendung zu: sie hat die Aufgabe, durch die folgerichtige Entwicklung des nur ihr eigenen Geschmackes, der alle Vorzüge euro-

70 Edelhoff: *Johann Nikolaus Forkel* (1935). Edelhoff hat in der Folge vor allem über Dietrich Buxtehude und dessen Lübecker Abendmusiken gearbeitet; vgl. ders.: *Die Abendmusiken in Lübeck*, in: MuK 8/2–3 (1936), S. 53–58 und S. 122–127 sowie *Dietrich Buxtehude und seine musikalische Umwelt im nordischen Raum*, in: MuK 9/2 (1937), S. 76–87.

71 Vgl. Edelhoff: Johann *Nikolaus Forkel* (1935), S. [8].

72 Zur Rezeption von Forkels *Allgemeiner Geschichte der Musik* in der Forschungsliteratur vgl. ausführlicher Kap. V.4.1.

73 Edelhoff konnte beispielsweise noch ein Konvolut von 42 Briefen Forkels an den Verlag Breitkopf & Härtel auswerten, das seit 1945 als verschollen gilt; vgl. den Nachweis der Briefe bei Wilhelm Hitzig (Hrsg.): *Katalog des Archivs von Breitkopf & Härtel Leipzig*, Bd. II: Brief-Autographe, Leipzig 1926.

74 Ein von Hinrich [sic!] Edelhoff publizierter Artikel *Musikalische Wirklichkeit und nationaler Aufbruch* in der deutsch-nationalen »Täglichen Rundschau« (LII/130 vom 7. Juni 1933, S. 7) ist Heinrich Edelhoff nicht zweifelsfrei zuzuordnen; vgl. Fred K. Prieberg: *Musik im NS-Staat*, Frankfurt/Main 1982, S. 165.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

> päischer Musikgestaltung in sich vereinigt, den drohenden Verfall der Musik aufzuhalten und vielmehr eine letzte Blütezeit der Musik heraufzuführen, die mit dem deutschen Geiste verknüpft ist.«[75]

Wenn er von der »besonderen Sendung« der deutschen Nation spricht, meint er zwar die Situation Forkels zu Beginn des 19. Jahrhunderts, doch lesen sich solche Sätze, wenn sie Mitte der 1930er Jahre zu Papier gebracht wurden, unweigerlich als zeitaktuelle kulturpolitische Parolen. Demnach ist aus heutiger Perspektive sorgfältig zu unterscheiden zwischen dem zeittypischen, auf die Entfaltung eines nationalkulturellen Selbstwertgefühls abzielenden Patriotismus Forkels und dem nationalistischen, letztlich Forkels Ideen korrumpierenden Chauvinismus Edelhoffs.

Untersucht man die neuere, seit dem Zweiten Weltkrieg entstandene Literatur, so perpetuiert sich der bislang gewonnene Eindruck, dass die Forkel-Forschung ihre Erkenntnisgewinne auf eher ruckartige Weise erfuhr. Erst zwanzig Jahre nach Edelhoffs Dissertation erschien mit dem Personenartikel in der ersten Ausgabe der *Musik in Geschichte und Gegenwart* ein nennenswerter neuer Beitrag.[76] Der von dem Coburger Violoncellisten und Heimatforscher Franz Peters-Marquardt in Zusammenarbeit mit dem Göttinger Bach-Forscher Alfred Dürr erarbeitete Artikel stützte sich (wie nahezu sämtliche seither erschienene Untersuchungen) zunächst einmal auf die Vorarbeiten Edelhoffs, verknüpfte sie aber mit den Erkenntnissen aus Eitners *Quellenlexikon* sowie eigenen Forschungen und lieferte nicht zuletzt erstmals ein gründlich recherchiertes Quellen- und Literaturverzeichnis.[77] Die entsprechenden Artikel in *Riemanns Musiklexikon* (1959/72), in der *Neuen Deutschen Biographie* (1961) oder in *The New Grove Dictionary* (1980) konnten den Forschungen von Peters-Marquardt und Dürr nichts substantiell Neues hinzufügen.[78]

Auf ein grundlegend neues Reflexionsniveau gelangte die Palette der Gesamtdarstellungen über Forkels Werk und Wirken durch den 1987 von Martin Staehelin herausgegebenen Sammelband *Musikwissenschaft und Musikpflege an der Georg-August-Universität Göttingen*, der zum 250. Inaugurationsjubiläum der Universität erarbeitet wurde und in acht meist personengeschichtlich orientierten Beiträgen tiefe Einblicke in die sowohl musikwissenschaftliche als auch musikpraktische Tradition der Universität bot. Vor allem ist Staehelins eigener

75 Edelhoff: Johann *Nikolaus Forkel* (1935), S. 77–78.

76 Franz Peters-Marquardt und Alfred Dürr: Art. »*Forkel*«, in: MGG, Bd. 4 (1955), Sp. 514–520. Ein Artikel über die Stadt Göttingen findet sich in der ersten Ausgabe der MGG nicht.

77 Der Nachlass von Franz Peters-Marquardt enthält zahlreiche Notizen, Exzerpte und Zeitungsartikel zu Forkel, darunter mehrere Entwürfe zum Artikel »*Forkel*« in MGG (D-Cl: PM-I/32–34: Nachlass Franz Peters-Marquardt).

78 Vgl. Hugo Riemann: Art. »*Forkel*«, in: Ders.: Riemann Musiklexikon, 12. Auflage Personenteil A–K, Mainz 1959, S. 532–533. Ergänzungsband Personenteil A–K, Mainz 1972, S. 371, Hella Gensbaur: Art. »*Forkel*«, in: NDB, Bd. 5, Berlin 1961, S. 300–301 sowie Vincent Duckles: Art. »*Forkel*«, in: NGroveD, Bd. 6 (1980), S. 706–708.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Aufsatz *Musikalische Wissenschaft und musikalische Praxis bei Johann Nikolaus Forkel* hervorzuheben.[79] Wie der Titel impliziert, wies Staehelin hier zum ersten Mal dezidiert auf die vielfältigen musikalisch-praktischen Aufgaben seines frühen Antezessors als Clavierspieler, Komponist, Ensembleleiter und Organisator der Göttinger Universitätsmusik hin, betonte deren schlüssige Assoziation mit den musiktheoretischen Schriften und rückte damit eine ganze Reihe neuer Fragestellungen in den Fokus. Abgesehen von den Artikeln in der zweiten Ausgabe des *New Grove Dictionary* und der zweiten Ausgabe der *Musik in Geschichte und Gegenwart* (beide 2001) wurden seither keine weiteren Versuche einer Gesamtdarstellung unternommen.[80] Somit ist zusammenfassend festzustellen, dass der weiter oben in groben Strichen skizzierten, allgemein akzeptierten Bedeutung Forkels für die Entwicklung der Musikwissenschaft eklatante Forschungsdefizite gegenüberstehen.

Quellen

Die Quellenlage kann insgesamt als günstig bezeichnet werden, da in deutschen und ausländischen Bibliotheken und Archiven zahlreiche bislang nicht berücksichtigte Archivalien und gedruckte Quellen verschiedenster Art aufgefunden werden konnten, deren Auswertung neue Erkenntnisse brachte. Insofern resultiert die inhaltliche und formale Konzeption der vorliegenden Untersuchung nicht zuletzt aus der Quellensituation.

Die für die vorliegende Untersuchung ergiebigsten Archivbestände finden sich in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, im Universitätsarchiv der Georg-August-Universität Göttingen sowie im Stadtarchiv Göttingen.[81] Die Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (D-B) verwahrt mit dem sogenannten »Nachlass J. N. Forkel« den weitaus größten Teil der erhaltenen eigenen Schriften, Kompositionen und Briefe Forkels.[82] Für die Darstellung der lokalgeschichtlichen Voraussetzungen und die spezifischen Belange der »Georgia Augusta« sind die reichen und vorbildlich aufbereiteten Aktenbestände des Universitätsarchivs der Georg-August-Universität Göttingen (D-Gua) und des Stadtarchivs Göttingen (D-Gsta) unverzichtbar. Unter den Göttinger Beständen harren zahlreiche musikhistorisch relevanten Materialien noch immer einer gründlichen Auswertung, wobei sich als besonderer Glücksfall erweist, dass diese Archive kaum nennenswerte Kriegsverluste zu beklagen haben. So hat sich unter den Kuratorialakten des Universitätsarchivs unter anderem Forkels Personalakte erhal-

79 Staehelin: *Musikalische Wissenschaft und musikalische Praxis* (1987).

80 Vgl. George B. Stauffer: Art. »*Forkel*«, in: NGroveD$_2$, Bd. 9 (2001), S. 89–91 sowie Axel Fischer: Art. »*Forkel*«, in: MGG$_2$P, Bd. 6 (2001), Sp. 1458–1468.

81 Zum Folgenden vgl. Kap. V.3.3. sowie das Verzeichnis der benutzten Archivalien im Anhang 8.1.

82 Zum »Forkel-Nachlass« und der Korrespondenz vgl. weiter unten.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ten, die detailliertere Aufschlüsse über Forkels Anstellungsverhältnis erlaubt und zudem eine Reihe seiner Eingaben an das Kuratorium der Universität enthält.[83]

Bei einem wissenschaftlichen Interesse an Forkels Werk und Wirken stand von jeher auch seine private Bücher- und Musikaliensammlung zur Debatte. Dass sich nach Forkels Tod im März 1818 kein Käufer für den gesamten Nachlass gefunden hatte und eine Versteigerung anberaumt werden musste, führte einerseits dazu, dass die Sammlung heute auf verschiedene öffentliche und private Bibliotheken und Archive verstreut ist und ein kaum mehr zu beziffernder Teil verloren ging. Andererseits verdanken wir dieser Versteigerung den glücklichen Umstand, dass im Jahre 1819 ein 200 Seiten starker Auktionskatalog gedruckt und verbreitet wurde.[84] Dieser Katalog kann naturgemäß nicht abbilden, welche Schriften und Musikalien Forkel jemals besessen oder gar rezipiert hat, doch bietet er immerhin einen guten Eindruck von der Gestalt der Sammlung zum Zeitpunkt seines Todes. Das mit beträchtlichem Abstand reichste Kontingent der erhaltenen eigenen Schriften, Kompositionen und Briefe Forkels wird heute unter der Bezeichnung »Nachlass J. N. Forkel« in der Musikabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz (D-B) verwahrt, darunter eine Fülle ungedruckter Manuskripte, Exzerpte und Notizen. Der katalogisierte Bestand enthält insgesamt 46 Bände eigene Kompositionen im Autograph (Mus. ms. autogr. J. N. Forkel, Nr. 1–46 N), 11 Bände musiktheoretische Schriften im Autograph (Mus. ms. autogr. theor. J. N. Forkel), 2 Bände musiktheoretische Schriften in Abschrift (Mus. ms. theor. 310, 312) sowie 18 eigenhändige Briefe (Mus. ep. Johann Nikolaus Forkel 1–18) und 3 weitere Dokumente (Mus. ep. Johann Nikolaus Forkel Varia 1–3). Die Bestandseinheiten sind nicht gesondert aufgestellt, sondern verteilen sich auf verschiedene Signaturenreihen.

Neben dem sogenannten »Forkel-Nachlass« fanden sich unter den unkatalogisierten Beständen der Staatsbibliothek zu Berlin weitere, bislang vollkommen unbekannte Forkeliana: Ein umfangreiches Konvolut mit Dokumenten, die zum überwiegenden Teil von Forkels eigener Hand stammen. Dieses Konvolut gehörte ursprünglich zu den Beständen der Bibliothek des Akademischen Instituts für Kirchenmusik Berlin und wurde – da das Institut eine der Vorgängerinstitutionen der heutigen Universität der Künste ist – nach der Auffindung an das Archiv der Universität der Künste (D-Bhm) übergeben und dort mit der Signatur »Be-

83 D-Gua: Kur. 7 g 5: »Die Ansetzung des ConcertMeister und Musikdirector Johann Nikolaus Forckel. 1779–94. 1814.«.

84 *Verzeichniß der von dem verstorbenen Doctor und Musikdirector Forkel in Göttingen nachgelassenen Bücher und Musikalien welche den 10ten May 1819 und an den folgenden Tagen Nachmittags von 1 bis 2 Uhr und Abends von 6 bis 8 Uhr in der Wohnung des Univ. Gerichts-Procur. und Notars Fr. Justus Schepeler an der Jüdenstraße in Göttingen meistbietend verkauft werden*, Göttingen 1819; im Folgenden zitiert als »*Versteigerungskatalog* (1819)«; vgl. hierzu Kap. V.3.3. Auszüge abgedruckt bei Wiener: *Apolls musikalische Reisen* (2009), S. 351–388. Eine detaillierte Untersuchung des Kataloges nach inhaltlichen Schwerpunkten steht noch aus.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

stand 117 (Teilnachlass Johann Nikolaus Forkel)« versehen. Es handelt sich dabei um Exzerpte, Notizen, Rezensionen, Abschriften von Musikalien und weitere Materialien.[85]

Das 18. Jahrhundert war die Blütezeit der Briefkultur, und daher war es unabdingbar, im Zuge der vorliegenden Arbeit sämtliche erreichbaren Briefe von und an Forkel zu sammeln.[86] Es konnten insgesamt 239 Briefe ermittelt und inhaltlich ausgewertet werden, 136 davon stammen von Forkels Hand, 103 Briefe sind an ihn gerichtet. Sie werden in einem chronologisch geordneten Briefrepertorium verzeichnet.[87] Vergleicht man diese Zahlen mit überlieferten Korrespondenzen anderer Notabilitäten der Zeit, so nehmen sie sich recht bescheiden aus. Dies mag zum Teil an Forkel selbst gelegen haben, der sich gegenüber Carl Friedrich Zelter als »fauler Briefschreiber« bezeichnete.[88] Möglicherweise sind aber auch große Teile der Korrespondenz im Laufe der Zeit verloren gegangen. Zwar bewahrte er – wie aus einem seiner Briefe an Johann Gottlob Immanuel Breitkopf hervorgeht, seine Briefe längere Zeit auf, doch scheint er niemals mit einem Interesse der Nachwelt gerechnet zu haben.[89] Sein erster Biograph Johann Ludwig Casper berichtete, dass Forkel

> »Umgang und Freundschaft, wie eine ausgezeichnete Correspondenz mit vielen der berühmtesten Musikern hatte, wie Em. und Friedem. *Bach*, *Benda*, *Gerber*, *Gerbert*, *Hiller*, *Kirnberger*, *Kittel*, *Murr*, *Marpurg*, *Zelter* etc.«[90]

Briefe von oder an Benda, Gerbert, Hiller und Kittel konnten nicht nachgewiesen werden. Dass von den genannten Korrespondenzpartnern heute nur noch sieben zu verifizieren sind, lässt darauf schließen, dass der quantitative Verlust an Briefen beträchtlich ist. Gleichwohl ist die erhaltene Korrespondenz ein unersetzlicher Quellenschatz, auf dessen Basis sich eine ganze Reihe von Sachverhalten neu und weit präziser darstellen ließ. Breiten Raum nehmen naturgemäß die Schriftwechsel mit den Musikverlagen der Zeit ein, namentlich den Leipziger Unternehmen Breitkopf & Härtel (48 Briefe), Hoffmeister & Kühnel (38 Briefe) sowie Engelhard Benjamin Schwickert (5 Briefe), die für die Entstehung und Distribution von

85 Den Hinweis auf diese Forkel-Bestände habe ich Frau Ute Nawroth (olim Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Musikabteilung) zu danken. Möglicherweise wurde dieses Konvolut bei der bibliothekarischen Bearbeitung des »Forkel-Nachlasses« in der Staatsbibliothek übersehen oder bewusst ausgespart.

86 Vgl. hierzu Robert Vellusig: *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*, Wien u.a. 2000 sowie Johannes Anderegg: *Schreibe mir oft! Das Medium Brief zwischen 1750 und 1830*, Göttingen 2001.

87 Vgl. das Briefrepertorium im Anhang 2. Das Briefrepertorium dient darüber hinaus der Identifizierung aller im Haupttext zitierten Briefe, die zur Entlastung des Anmerkungsapparates dort lediglich mit Absender, Adressat und Absendedatum nachgewiesen werden.

88 Forkel an Carl Friedrich Zelter, Göttingen 7. März 1812.

89 Forkel an Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, Göttingen 9. September 1787.

90 Casper: Art. »*Forkel*« (1818), S. 127.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Forkels Schriften und Kompositionen aufschlussreich sind.[91] Einen herausgehobenen Status können die Briefe der Bach-Söhne Carl Philipp Emanuel (32 Briefe) und Wilhelm Friedemann (2 Briefe) an Forkel beanspruchen, da sie die Hauptquelle für dessen Bach-Biographie bildeten.[92]

Während sich die Sprache in den Korrespondenzen des ausgehenden 18. Jahrhunderts – intensiviert durch vielgelesene Briefromane wie Johann Timotheus Hermes' *Sophiens Reise von Memel nach Sachsen* (1769–1773), Sophie von La Roches *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* (1771) und vor allem Goethes *Werther* (1774) – vom rein zweckorientierten Kanzleistil zum modernen, der Alltagssprache angenäherten Briefstil wandelte, zeigt sich Forkels persönliche Diktion von diesen aktuellen Entwicklungen unbeeinflusst. Seine Briefe sind durch eine insgesamt ausgesprochen konzise und sachliche Darstellungsweise gekennzeichnet, die sich nur sehr sporadisch literarischen Formen annähert. Insgesamt spielt der personale Aspekt eine deutlich untergeordnete Rolle: Autobiographische Bemerkungen sind ebenso rar wie persönliche Mitteilungen über private Dinge. Die Briefe umfassen nur in Ausnahmefällen mehr als zwei beschriebene Seiten und beschränken sich in der Regel auf die schnörkellose Übermittlung des jeweiligen Anliegens. Für die heutige Forschung ist es freilich deplorabel, dass sich durch diesen formellen und knappen Schreibstil nur selten persönliche oder gar intime Details aus den Briefen herausfiltern lassen, die zur Schärfung des Persönlichkeitsbildes beitragen könnten.

Da bislang noch keine kohärente Darstellung der Göttinger Musikgeschichte vorliegt, war es sowohl für die Untersuchung der Stadtmusikgeschichte bis zum 18. Jahrhundert als auch für die Untersuchung von Forkels Leben und Schaffen (in der Universitätsstadt) unabdingbar, die lokalhistorischen Quellen auf breiter Basis nach musikhistorisch relevanten Daten auszuwerten. Dieser Verpflichtung nachzukommen erwies sich im Verlauf der Arbeit zunehmend als ebenso spannend wie ergiebig. Am Anfang stehen die handschriftlich überlieferten *Göttinger Annalen* des Franciscus Lubecus (1533–1595), die die Geschichte der Stadt von 410 bis 1588 dokumentieren und in einer mustergültigen Edition vorliegen.[93] Auf den Aufzeichnungen von Lubecus beruht die dreibändige *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* (Göttingen 1734–1738) von Johann Daniel Gruber und Christoph August Heumann, die auch Forkel für seine *Allgemeine Ge-*

91 Die Briefe Forkels von und an Hoffmeister & Kühnel finden sich abgedruckt in George B. Stauffer (Hrsg.): *The Forkel – Hoffmeister & Kühnel Correspondence. A Document of the Early 19th-century Bach Revival*, New York 1990.

92 Die Briefe Carl Philipp Emanuel Bachs an Forkel finden sich abgedruckt in Ernst Suchalla (Hrsg.): *Carl Philipp Emanuel Bach. Briefe und Dokumente. Kritische Gesamtausgabe*, 2 Bde. Göttingen 1994 (= Veröffentlichung der Joachim Jungius-Gesellschaft Hamburg, Bd. 80).

93 Franciscus Lubecus: *Göttinger Annalen. Von den Anfängen bis zum Jahre 1588*, hrsg. von Reinhard Vogelsang, Göttingen 1994 (= Quellen zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 1).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

schichte der Musik heranzog.[94] Für die spätere Zeit erwies sich der *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen* von Johann Stephan Pütter (1725–1807) als unverzichtbar.[95] Der aus Iserlohn stammende Pütter, der bedeutendste und einflussreichste deutsche Staatsrechtler seiner Zeit, forschte und lehrte sechs Jahrzehnte, von 1747 bis zu seinem Tod 1807, in Göttingen und dokumentierte die Entwicklung der »Georgia Augusta« von Anfang an mit bemerkenswerter Kenntnis und Gewissenhaftigkeit. Gemeinsam mit den beiden Folgebänden ergeben Pütters Arbeiten eine fast lückenlose Chronik der ersten einhundert Jahre Universitätsgeschichte, wobei für unser Thema vor allem Teil II für die Jahre 1765–1788 (Göttingen 1788) und Teil III für die Jahre 1788–1820 (Hannover 1820) von Interesse sind. Neben der Darstellung der akademischen Einrichtungen finden sich dort auch detaillierte Informationen zu den sozialen Implikationen in der Universitätsstadt und zu den Besonderheiten des studentischen Lebens. Damit schuf er nicht nur eine wissenschaftsgeschichtliche Quelle für die Entwicklung so mancher akademischer Disziplin, sondern auch eine ergiebige Faktensammlung zur Sozialgeschichte der Universitätsstadt. Flankierend zu Pütters *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte* ist der *Versuch einer skizzierten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit* (Göttingen 1794) von Moses Rintel (1769–nach 1814) zu nennen.[96] Wenngleich sich der Graveur und Schriftsteller Rintel im Tonfall einer Werbeschrift an zukünftige Studenten richtete und daher keinen Entwicklungsprozess, sondern den Status quo im Jahr 1794 beschrieb, zeichnet sie ein umfassendes und authentisches Bild der Zustände in sehr vielen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens.

Nicht zuletzt brachte die Auswertung der einschlägigen Zeitungen und Zeitschriften eine Reihe von Neuerkenntnissen ans Licht.[97] Neben den andernorts erschienenen und überregional wahrgenommenen Zeitungen wie der *Staats- und Gelehrten Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten*, den im nahen Hannover erschienenen *Hannoverschen Anzeigen* und den *Hannöverischen politischen Nachrichten* sind vor allem die lokal geprägten *Göttingischen Anzeigen*

94 Johann Daniel Gruber und Christoph August Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen, worin derselben Civil- Natur- Kirchen- und Schul-Historie, aus verschiedenen alten Urkunden, auch andern sichern Nachrichten umständlich vorgetragen wird*, 3 Theile Göttingen 1734–1738.

95 Johann Stephan Pütter: *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen*, Teil I, Göttingen 1765; Teil II von 1765–1788, Göttingen 1788; Teil III von 1788–1820, bearbeitet von Friedrich Saalfeld, Hannover 1820; Teil IV von 1820–1837, bearbeitet von Georg Heinrich Österley, Göttingen 1838, Reprint Hildesheim 2006. Zu Pütter vgl. allgemein Wilhelm Ebel: *Der Göttinger Professor Johann Stephan Pütter aus Iserlohn*, Göttingen 1975 (= Göttinger rechtswissenschaftliche Studien, Bd. 95).

96 Moses Rintel: *Versuch einer skizzierten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit*, Göttingen 1794.

97 Näheres hierzu in Kap. I.2.4.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

(seit 1768), der *Moniteur* (seit 1807) und das *Göttingische Wochenblatt* (seit 1814) zu nennen. Überregional ungleich bedeutender und wirkungsmächtiger aber waren die im Zuge der Universitätsgründung entstandenen wissenschaftlichen Zeitschriften, allen voran die seit 1739 wöchentlich erschienenen *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen* (später *Göttingische gelehrten Anzeigen*), die untrennbar mit den Namen Albrecht von Haller, Johann David Michaelis und Christian Gottlob Heyne verbunden sind und bis heute ausschließlich fundierte Rezensionen aktueller Neuerscheinungen bieten.

Aufbau

Der Aufbau der vorliegenden Studie versucht den oben explizierten Befunden Rechnung zu tragen. Im ersten Kapitel »Zur Musikgeschichte Göttingens bis zum 18. Jahrhundert« sollen ausgewählte Aspekte der frühen lokalen Musikgeschichte thematisiert werden. Göttingen konnte im 18. Jahrhundert bereits auf eine weit ins Mittelalter reichende musikalische Vergangenheit zurückblicken. Wiewohl hier freilich nicht der Ort sein kann, die Entwicklung der lokalmusikhistorischen Strukturen en detail aufzuarbeiten – dies muss einer dringend notwendigen monographischen Abhandlung vorbehalten bleiben – möge sie doch wenigstens in ihren wichtigsten Grundlinien skizziert sein, um die geistlichen, schulischen, städtischen und militärischen Kontinuitäten auszubreiten, in die Forkel 1769 eindringen sollte – bildeten sie doch gleichsam den kulturgeschichtlichen Humus, auf dem sein vielfältiges Engagement gedeihen konnte.

Kein Ereignis hat die Geschichte der Stadt Göttingen derart nachhaltig verändert und geprägt wie die Gründung der Universität. Aus heutiger Perspektive ist daher die lokale Geschichte und damit auch die lokale Musikgeschichte nicht von der Universitätsgeschichte zu trennen, zumal sich auch ältere Traditionslinien früher oder später mit der Universitätsgeschichte verwoben. Im Zentrum der sozial- und institutionengeschichtlichen Betrachtungen steht das innovative Konzept einer aufklärerischen Reformuniversität und seine Konsequenzen für die gesellschaftliche und ökonomische Entwicklung der Stadt. Darüber hinaus sollen die Zusammensetzungen und Kompetenzbereiche der Gremien untersucht werden, in die Forkel aufgrund seiner akademischen Ämter eingebunden werden wird. Dies erscheint umso mehr angeraten, als die politisch-rechtliche Konstellation von Landesherrschaft, Universität und Stadtregiment im 18. Jahrhundert recht komplex und nicht immer unproblematisch war. Im Zuge der Universitätsgründung trat dann zu den überkommenen musikalischen Sphären diejenige der akademischen Musik hinzu. Vor allem die Einrichtung des Collegium musicum durch den Bach-Schüler Johann Friedrich Schweinitz war folgenreich, und es wird zu beobachten sein, in welcher Weise sich das musikalische Gefüge der Stadt unter dem Einfluss der akademischen Musikpflege wandelte.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Das zweite Kapitel »Forkel als Schüler und Student« spannt einen weiten Bogen von Forkels Herkunft im Coburgischen über seine ersten Stationen in Lüneburg und Schwerin bis hin zu seiner Immatrikulation an der Universität in Göttingen, wo er zunächst als Universitätsorganist und schließlich als freischaffender Musiker und Pädagoge seinen Lebensunterhalt bestritt. Hier zeigt sich auf charakteristische Weise, dass Forkels Lebens- und Schaffenszeit zwar weit ins »lange 19. Jahrhundert« mit all seinen fundamentalen politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen hineinreichte, dass seine Sozialisation jedoch tief im aufgeklärten Protestantismus des 18. Jahrhunderts wurzelte. In diesem Spannungsfeld gewinnt naturgemäß die biographische Methode an Bedeutung.[98] Nach einer Jahrzehnte währenden Entwicklung, in der die traditionelle »Leben-und-Werk-Biographik« namentlich in Deutschland (von Adorno und anderen) diskreditiert und von alternativen Darstellungsweisen verdrängt worden war, erlebte sie etwa seit den 1990er Jahren eine neue Konjunktur.[99] Der sogenannte »biographical turn« wurde zunächst in den Sozial- und Kulturwissenschaften propagiert und erreichte mit einiger Verspätung schließlich auch die Musikwissenschaft.[100] Nun bedeutete diese Wende keineswegs eine kritiklose Restitution des alten Denkens, es ging vielmehr darum, die biographische Methode neu und zeitgemäß zu interpretieren.[101] Verbindet man nämlich die überkommenen Fragestellungen mit lokal-, institutionen-, sozial- und ideengeschichtlichen Perspektiven, so gelangt man zu neuen Er-

98 Zum Problem der musikalischen Biographik vgl. allgemein Hans Lenneberg: Art. »*Biographik*«, in: MGG_2S, Bd. 1 (1994), Sp. 1545–1551, zu den Anfängen der musikalischen Biographik vgl. Manuel Gervink: *Voraussetzungen und Grundlinien deutscher Musikerbiographik im 18. Jahrhundert*, in: AMl 67 (1995), S. 39–54, zum Konzept der »Leben-und-Werk-Biographik« vgl. Joachim Kremer: »*Leben und Werk« als biographisches Konzept der Musikwissenschaft: Überlegungen zur »Berufsbiographie«, zu den »Komponisten von Amts wegen« und dem Begriff »Kleinmeister«*, in: Biographie und Kunst als historiographisches Problem. Bericht über die Internationale Wissenschaftliche Konferenz anlässlich der 16. Magdeburger Telemann-Festtage, 13. bis 15. März 2002, hrsg. von Joachim Kremer, Wolf Hobohm und Wolfgang Ruf, Hildesheim u.a. 2004 (= Telemann-Konferenzberichte, Bd. 14), S. 11–39 sowie neuerdings Melanie Unseld: *Biographie und Musikgeschichte. Wandlungen biographischer Konzepte in Musikkultur und Musikhistoriographie*, Köln und Wien 2014 (= Biographik. Geschichte – Kritik – Praxis, Bd. 3).

99 Vgl. stellvertretend Theodor W. Adorno: *Einleitung in die Musiksoziologie. Zwölf theoretische Vorlesungen*, Frankfurt/Main 1962, 7. Auflage ebd. 1989. Nach Adorno sei es für den Typus des »Bildungshörers« oder »Bildungskonsumenten« charakteristisch, die Unfähigkeit zum strukturellen Mitvollzug von Musik durch das massenhafte Anhorten von »Kenntnissen über Musik, zumal über Biographisches« zu substituieren; vgl. ebd., S. 20.

100 Zum Folgenden vgl. Prue Chamberlayne, Joanna Bornat und Tom Wengraf (Hrsg.): *The turn to biographical methods in social science: Comparative issues and examples*, London 2000, hier vor allem Ursula Apitzsch und Lena Inowlocki: *Biographical analysis: a ›German‹ school?*, S. 53–70.

101 Eine Art Vorreiterrolle kam Walter Salmens 1963 erschienener Reichardt-Biographie zu. Die Arbeit stellt Reichardt in seinen Funktionen als Komponist, Schriftsteller, Kapellmeister und Verwaltungsbeamter vor und hat aufgrund ihres struktur- und sozialgeschichtlichen Ansatzes auch heute noch nichts von ihrem Vorbildcharakter eingebüßt; vgl. Walter Salmen: *Johann Friedrich Reichardt. Komponist, Schriftsteller, Kapellmeister und Verwaltungsbeamter der Goethezeit*, Freiburg und Zürich 1963, 2. ergänzte Auflage Hildesheim u.a. 2002.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

gebnissen. Auch und gerade bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Forkel, der ja mit seiner 1802 erschienenen Schrift *Ueber Johann Sebastian Bachs Leben, Kunst und Kunstwerke* das Genre der Musikerbiographie mit aus der Taufe gehoben hat, ist es heute, über zwei Jahrhunderte später, dringend geboten und auch lohnend, den Blick dergestalt zu verändern.[102] Für die Anlage der vorliegenden Untersuchung kann das nicht bedeuten, dass die biographischen Anteile lediglich propädeutische Funktionen erfüllen, die nur dem letzten Ziel zu dienen haben, einen produktiveren oder auch komfortableren Zugang zu Forkels Schriften und Kompositionen zu eröffnen. Sie sind vielmehr erforderlich, um aus den vielfältig verflochtenen Wechselbeziehungen zwischen seinem Leben, Werk und Wirken in dem spezifischen Klima der Göttinger Universität ein neues, angemesseneres und abgerundeteres Gesamtbild einer Musikerpersönlichkeit im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert zeichnen zu können.

Das dritte Kapitel »Der Akademische Musikdirektor in Göttingen« spinnt den biographischen Faden für die Zeit nach 1779 fort, legt jedoch seinen eigentlichen Schwerpunkt auf die berufsgeschichtliche Untersuchung des Amtes, das Forkel über fast vier Jahrzehnte ausgefüllt und mit neuen Akzenten versehen hat. Hier wird zu erörtern sein, in welcher Weise Forkel, der das komplizierte gesellschaftliche Gefüge von Universität, Stadt und Kirche, in das der Akademische Musikdirektor qua Amt eingebunden war, unter seinem Vorgänger Georg Philipp Kreß über ein Jahrzehnt lang verfolgen konnte, seine eigenen Visionen einer gleichermaßen künstlerisch wie wissenschaftlich anspruchsvollen akademischen Musikpflege realisierte. Dies betraf vor allem seine grundlegende Reform der Akademischen Winter-Concerte, die seit 1736 das Herzstück des universitären Musiklebens ausmachten.

Dieser Abschnitt der vorliegenden Untersuchung will und kann das umfangreiche und komplexe Themenfeld »Akademische Musikpflege im 18. Jahrhundert« nicht in seiner Gesamtheit bearbeiten. Vielmehr begreift er sich als eine Fallstudie, die exemplarisch aufzeigt, wie das Amt eines Akademischen Musikdirektors im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert interpretiert worden ist. An dieser Stelle ist zu bedauern, dass neuere Untersuchungen über andere Musikschriftsteller der Forkelzeit wie etwa Friedrich Wilhelm Marpurg (1718–1795), Johann Philipp Kirnberger (1721–1783), Johann Abraham Peter Schulz (1747–1800), Georg Joseph Vogler (1749–1814) oder Carl Friedrich Cramer (1752–1807) sowie berufsgeschichtliche Spezialstudien zum Amt des Akademischen Musikdirektors bislang fast gänzlich fehlen.[103] Eine erfreuliche Ausnahme aus neuerer Zeit bildet Kathrin Eberl-Rufs 2011 erschienene Habilitationsschrift über den Hallenser Uni-

102 Vgl. Kap. V.4.3.

103 Die einzige bislang vorliegende Arbeit stammt von Gabriela Rothmund-Gaul und beschäftigt sich mit der Geschichte des Amtes in Tübingen, die allerdings erst 1817 (mit Friedrich Silcher) einsetzte; vgl. Gabriela Rothmund-Gaul: *Zwischen Taktstock und Hörsaal. Das Amt des Universitäts-*

© V&R unipress GmbH, Göttingen

versitätsmusikdirektor Daniel Gottlob Türk (1750–1813).[104] Eberl-Ruf schildert, wie sich die grundlegenden gesellschaftlich-sozialen Umbrüche in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf die Musikpflege einer Stadt und den Status städtischer Musiker auswirkten und wie die Musiker produktiv mit diesen Veränderungen umgingen. Während Türk heute primär als Theoretiker wahrgenommen wird, zeigt Eberl-Ruf die vielen Facetten seiner Tätigkeiten als Komponist, Pädagoge, Kritiker, Konzertveranstalter und zentraler Persönlichkeit des akademischen und städtischen Musiklebens. Sowohl in seiner Vielseitigkeit als auch in der engen Verwobenheit mit der lokalen Situation ist er mit Forkel vergleichbar wie kaum ein anderer Musiker seiner Zeit. Erst wenn weitere ähnlich disponierte Untersuchungen (etwa für die ebenfalls stark frequentierten Universitäten Jena und Leipzig) vorliegen, können diese in einem zweiten Schritt querschnittartig nebeneinandergestellt werden, um eine vergleichende Gesamtschau über die Situation der Akademischen Musikpflege in dieser Zeit zu ermöglichen und gegebenenfalls übergeordnete, also von regionalen Besonderheiten unabhängige Strukturen zu abstrahieren. Ein generalisierendes Berufsbild des Akademischen Musikdirektors im 18. und 19. Jahrhundert bzw. eine Typisierung des Amtes und seiner Amtsträger muss folglich späteren Untersuchungen vorbehalten bleiben.

Die folgenden beiden Kapitel widmen sich Forkels kompositorischem und schriftstellerischem Werk, wobei sich das vierte Kapitel »Das Clavier im Zentrum – Der Komponist« auf vollkommen unvermessenes Terrain begibt. Es liegt in der Natur der Sache, dass sich Forkel im »Verzeichniß deutscher jetztlebender musikalischer Schriftsteller« in seinen *Musikalischen Almanachen für Deutschland* stets selbst nannte. Bezeichnend für Forkels Selbstverständnis ist indes, dass er sich wie selbstverständlich auch in das »Verzeichniß deutscher jetztlebender Componisten« eintrug und seine Werke vorstellte.[105] Gewiss hat er sich zu keiner Zeit primär als Komponist begriffen, doch stand er noch fest in der Tradition derer, für die eine randscharfe Trennung von musikschriftstellerischem und musikpraktischem Handeln nicht existierte. Denn es galt noch die Norm, dass ein Musikschriftsteller in der Regel nicht allein über die Musik anderer räsonierte, sondern

musikdirektors in Tübingen 1817–1952, Stuttgart 1998 (= Quellen und Studien zur Musik in Baden-Württemberg, Bd. 3). Die Vorgeschichte des Amtes bleibt hier ausgeblendet.

104 Kathrin Eberl-Ruf: *Daniel Gottlob Türk – Ein städtischer Musiker im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Beeskow 2011 (= Ortus Studien, Bd. 8). Vgl. auch den Sammelband *Daniel Gottlob Türk. Theoretiker, Komponist, Pädagoge und Musiker. Bericht über die wissenschaftliche Konferenz anlässlich des 250. Geburtstages am 3. und 4. November 2000 im Händel-Haus Halle*, hrsg. vom Händel-Haus Halle und vom Institut für Musikwissenschaft der Universität Halle durch Kathrin Eberl, Halle / Saale 2002 (= Schriften des Händel-Hauses in Halle, Bd. 18).

105 Vgl. Forkel: *Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1782*, S. 42 und 61, *Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1783*, S. 22 und 34, *Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1784*, S. 42–43 und 71–72, *Musikalischer Almanach für Deutschland auf das Jahr 1789*, S. 43–44 und 74.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

auch selbst praktisch musizierte und komponierte. Eben dies ist für Forkels gesamtes Schaffen charakteristisch.

Untersucht man die quantitative Verteilung des schriftstellerischen und kompositorischen Schaffens, so fällt ins Auge, dass sich der Schwerpunkt im Laufe von Forkels Lebenszeit verschob. Während er in den frühen Göttinger Jahren noch mehrheitlich komponierte und sich beide Schaffensbereiche seit seiner Anstellung als Akademischer Musikdirektor in etwa die Waage hielten, rückte das Schriftstellerische nach der Jahrhundertwende klar ins Zentrum. In den letzten 18 Lebensjahren entstanden vermutlich nur mehr zwei Kompositionen, die unpubliziert gebliebenen Claviervariationen FoWV 150 und 151.[106] Ohnedies ist die Entstehung von Forkels insgesamt gut hundert Musikwerken auffallend häufig mit seiner jeweiligen biographischen Situation verbunden. So legte er 1769 seine ersten Kompositionen vor, also in dem Jahr, in dem er das Amt des Göttinger Universitätsorganisten antrat. Das Gros der Werke muss im Zusammenhang mit seinen Aufgaben als Akademischen Konzertmeister bzw. Musikdirektor gesehen werden, dazu zählen die Kantaten und vor allem die deutlich im Zentrum stehenden Werke für Clavier mit und ohne Begleitung. Die zeitgenössische Kritik ging mit Forkels Kompositionen zumeist scharf ins Gericht – und die moderne musikwissenschaftliche Forschung machte sich diese Urteile zu eigen, ohne sie einer genaueren Überprüfung für wert zu erachten oder wenigstens den Kontext ihrer Entstehung zu berücksichtigen. Daher sollen exemplarische Analysen von Werken verschiedener Gattungen dazu beitragen, zu einem neuen, von Vorprägungen freien und differenzierteren Bild von Forkels kompositorischem Gesamtschaffen zu gelangen.

Das fünfte Kapitel »Wege zur Edition – Der Wissenschaftler« ist ein Versuch, Forkels musikschriftstellerisches Werk zusammenhängend zu beschreiben. Der Konzeption einer Gesamtdarstellung, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die bislang unternommenen Spezialstudien zu einem breiteren Darstellungsstrang zu bündeln, ist das Bestreben immanent, das Panorama lohnender Untersuchungsgegenstände möglichst umfänglich auszubreiten. Einer solchen Konzeption ist freilich in gleichem Maße immanent, dass viele der angesprochenen Aspekte nur holzschnittartig referierend bearbeitet werden können – jedenfalls nicht in der Tiefe und Ausführlichkeit, die ihnen ihrer Bedeutung nach zukäme. Es sind dies vor allem die Bereiche, die bei der Forschung von jeher im Mittelpunkt des Interesses standen und daher vergleichsweise gut aufgearbeitet sind. Wie bereits dargestellt, ergab die Auswertung der Forschungsliteratur deutlich, dass über Forkels Gluck-Kritik, seine musikhistorischen Arbeiten und vor allem seine Bach-Forschungen bereits grundlegende Untersuchungen vorliegen. Daher erscheint es le-

106 Vgl. Kap. IV.5.4.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

gitim, diese Bereiche hier nur kursorisch zu betrachten und stattdessen auf die Fachliteratur zu verweisen.

Der Aufbau des Kapitels folgt den Themenfeldern, wie sie nacheinander in Forkels Forschungshorizont aktuell wurden, an Bedeutung gewannen und gegebenenfalls auch wieder verloren. Dabei wird zu zeigen sein, dass man bei Forkels Beschäftigung mit der Musiktheorie (ab 1772), der Musikkritik (ab 1778), der Musikbibliographik (ab 1782), der Musikhistoriographie (ab 1788) und schließlich der Musikedition (ab 1801) mit einigem Recht von einer gleichsam folgerichtigen Entwicklung sprechen kann. Etwa um die Jahrhundertwende verlagerte Forkel sein Interesse zunehmend auf musikeditorisches Gebiet, da ihm die dringende Notwendigkeit von Werkausgaben zur Erschließung und Bewahrung musikalischer Quellen klar vor Augen stand. Hieraus erklärt sich sein Engagement für die *Œuvres complettes de Jean Sebastien Bach* und seine konzeptionelle Mitarbeit an der Edition der *Denkmahle der musicalischen Kunst*. Gerade die wissenschaftlichen Vorarbeiten für das von Joseph Sonnleithner in Wien initiierte Editionsunternehmen *Denkmahle der musicalischen Kunst*, die auf den Forschungen für den zweiten Band der *Allgemeinen Geschichte der Musik* aufbauten und diese logisch fortführten, waren für die Frühgeschichte des musikalischen Denkmälerwesens von kaum zu überschätzender Bedeutung. Dass beide Editionsprojekte letztlich aus verschiedenen Gründen scheiterten, ändert nicht zwangsläufig etwas an der Relevanz der zugrunde liegenden Denkformen. Vielmehr scheint es, als sei die Zeit noch nicht reif gewesen, um diese Ideen zu erfolgreichen Resultaten zu führen.

Seit Beginn der Beschäftigung mit Forkels Schaffen stellte sich die Erarbeitung einer soliden bibliographischen Basis als besonders dringendes Desideratum dar. Sowohl die einschlägigen Repertorien als auch die entsprechenden Verzeichnisse bei Edelhoff erwiesen sich als wesentlich zu knapp, vielfach überholt und wenig zuverlässig.[107] Das »Forkel-Werkverzeichnis« (FoWV) im sechsten Kapitel soll diese Forschungslücke schließen und bildet einen Schwerpunkt der vorliegenden Untersuchung. Hier wird der Versuch unternommen, ein detailliertes und auf Vollständigkeit zielendes Verzeichnis sämtlicher erreichbaren Realien, Schriften und Kompositionen zu erstellen, das Autographe, Abschriften und die bis heute erschienenen Druckausgaben systematisch beschreibt und klassifiziert, jeweils ergänzt durch bibliographische Nachweise, Standortnachweise und zeitgenössische Rezensionen. Dieses Verzeichnis soll Aufschluss geben über den tatsächlichen Umfang des Werkes sowie dessen Rezeption und damit zu weiteren Forschungen anregen.

107 Vgl. das sehr fragmentarische Forkel-Werkverzeichnis bei Edelhoff: *Johann Nikolaus Forkel* (1935), S. 111–115.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Kapitel I: Zur Musikgeschichte Göttingens bis zum 18. Jahrhundert

1 Musikalische Traditionen

Die Stadt Göttingen war im Mittelalter aufgrund ihres überregional bedeutenden und profitablen Leineweber- und Tuchmachergewerbes und der mehr als zweihundertjährigen Mitgliedschaft in der Hanse (1351 bis 1572) zu einigem Wohlstand gelangt. Ihre wirtschaftliche Blütezeit erlebte sie im 14. und 15. Jahrhundert. Seit der Vereinigung der welfischen Fürstentümer Göttingen und Calenberg im Jahre 1512 gehörte die Stadt Göttingen zum neugeschaffenen Fürstentum Calenberg-Göttingen. Dieses wiederum fiel 1584 an das Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel und 1634 an das »Neue Haus Lüneburg«. Unter der prunkliebenden Regierung Herzog Ernst Augusts (1629–1698, reg. 1679–1698) wurde das Fürstentum Braunschweig-Lüneburg 1692 zum Kurfürstentum erhoben. Neben dem Fürstentum Calenberg-Göttingen umfasste das neue Kurfürstentum die Fürstentümer Verden und Grubenhagen, die Grafschaften Diepholz und Hoya sowie das Land Hadeln. Herzog Ernst August wählte Hannover zur neuen Residenz, wodurch sich für das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg bald die Bezeichnungen »Kurfürstentum Hannover« oder kurz »Kurhannover« einbürgerten.

Einen landesgeschichtlich folgenreichen Einschnitt brachte das Jahr 1714. Im »Act of Settlement« von 1701 war dem Haus Hannover die Anwartschaft auf die englische Thronfolge zugefallen, so dass der Sohn und Nachfolger Ernst Augusts, Kurfürst Georg Ludwig (1660–1727, reg. 1698–1727) 1714 als Georg I. König von Großbritannien und Irland wurde und mit dem gesamten Hofstaat nach London übersiedelte.[1] Die in ihrer politischen und kulturgeschichtlichen Bedeutung schwerlich zu überschätzende Personalunion der hannoverschen Kurfürsten mit den englischen Königen bestand bis zum Tod König Wilhelms IV. (1765–1837).

1 Zur Personalunion vgl. Reinhard Oberschelp: *Politische Geschichte Niedersachsens 1714–1803*, Hildesheim 1983 (= Veröffentlichungen der Niedersächsischen Landesbibliothek), S. 4–7.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

In dieser Zeit wurde das Kurfürstentum von einem Kollegium hannoverscher Geheimräte weitgehend selbständig verwaltet. Die permanente Abwesenheit der eigentlichen Regenten während dieser Zeit führte in Kurhannover einerseits zu einer kulturellen Stagnation, die sich auch auf musikalischem Gebiet auswirkte. Andererseits führten die aus der Personalunion resultierenden politischen Beziehungen zwischen Kurhannover und England, auf die weiter unten noch einzugehen sein wird, zu vielfältigem Austausch in wirtschaftlich-sozialen und kulturellen Bereichen.[2]

1.1 Kirchen- und Schulmusik

Wenngleich die Göttinger Kirchenmusikpflege im Zuge der Säkularisation mehr und mehr ihre alte Dominanz verlor und sich schließlich ganz im Schatten der akademischen und städtischen Musikpflege wiederfand, konnte sie dessen ungeachtet auf eine ungleich längere Tradition zurückblicken.[3] Seit dem 13. Jahrhundert bestanden in Göttingen die fünf lutherischen Pfarreien St. Johannis (Hauptkirche), St. Jacobi, St. Marien, St. Nicolai und St. Albani.[4] Daneben gab es die später für die Universitätsgottesdienste umgestaltete Paulinerkirche, eine reformierte Gemeinde mit einer 1753 geweihten Kirche sowie seit 1747 eine katholische Gemeinde, die 1783 ihr eigenes Gotteshaus erhielt. Bereits für das Jahr 1434 ist die Existenz einer Orgel in der Hauptkirche St. Johannis nachweisbar.[5] Später verfügte St. Johannis über ein hochwertiges und klangschönes, 1516 bis 1518 von Johann Gontzenberger (Hans Genseberg) aus Mühlhausen geschaffenes Instrument.[6] Es wurde 1604 von Henning Hencken um ein Rückpositiv ergänzt und in dieser Gestalt von Michael Praetorius in seinem *Syntagma Musicum* (1619) lobend erwähnt.[7] 1675 schließlich wurde die Orgel von dem Niederländer Otto Eilhard

2 Vgl. Kap. V.2.5.

3 Vgl. Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG_2S, Bd. 3 (1995), Sp. 1555 sowie Karl Heinz Bielefeld: *Zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in Göttingen von den Anfängen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts: ein Überblick*, in: Hundert Jahre St. Jacobi-Kantorei Göttingen 1891–1991, Göttingen 1991, S. 11–24.

4 Zur niedersächsischen und insb. Göttinger Kirchengeschichte vgl. Albrecht Saathoff: *Aus Göttingens Kirchengeschichte. Festschrift zur 400jährigen Gedächtnisfeier der Reformation am 21. Oktober 1929*, Göttingen 1929; Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 1–216 (von Hans-Walter Krumwiede) sowie Hans-Walter Krumwiede: *Kirchengeschichte Niedersachsens*, Erster und Zweiter Teilband, Göttingen 1996.

5 Vgl. Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG_2S, Bd. 3 (1995), Sp. 1556.

6 Vgl. Gruber: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 1 (1734), Zweites Buch, S. 71–72.

7 Vgl. Michael Praetorius: *Syntagma Musicum*, Bd. 2 »De Organographia«, Wolfenbüttel 1619, Nachdruck Kassel u.a. 1996 (= Documenta musicologica, Reihe I, Bd. 14), S. 116.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Bodjenter umfassend renoviert und auf 25 Register auf zwei Manualen und Pedal erweitert.

An die Hauptkirche St. Johannis als geistlichem Zentrum war seit dem 14. Jahrhundert das Stadtkantorat gebunden. Der Stadtkantor (»Schulkantor«, »Cantor scholae«, »Cantor figuralis«) führte die Oberaufsicht über die Kirchenmusik an den fünf lutherischen Kirchen der Stadt und lehrte zugleich als Mitglied des Lehrerkollegiums an der Lateinschule. Er wurde vom Stadtrat berufen und entlohnt, war also nicht etwa kirchlicher, sondern städtischer Bediensteter. Diese charakteristische Verknüpfung von Kantorenamt und schulischem Unterricht, von mehr geistlichen und mehr weltlichen Aufgabenbereichen, war seit dem Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert hinein konstitutiv für das traditionelle Amt des Stadtkantors.[8] Infolgedessen ist die Geschichte der Göttinger Kirchenmusik von der Geschichte der Lateinschule und ihrer Nachfolgeinstitute nicht zu trennen.

Seit Beginn des 14. Jahrhunderts bestand in Göttingen eine Lateinschule, die durch die Existenz eines »rector scolarum« 1308 urkundlich belegt ist.[9] Sie diente in vorreformatorischer Zeit nur vereinzelt der Vorbereitung auf ein Studium an den um 1400 gegründeten Universitäten von Erfurt oder Leipzig, sondern in der Regel der grundlegenden Ausbildung der Bürger- und Handwerkersöhne aus Göttingen und Umgebung.[10] Obschon die Lateinschule vom Rat der Stadt unterhalten und verwaltet wurde, bestanden doch sehr enge Beziehungen zum kirchlichen Leben der Stadt, die sich etwa in der obligatorischen Teilnahme der Schüler an den täglichen Frühmessen äußerten.

Von Anbeginn verfügte die Lateinschule über einen Kantor und einen Schulchor, dem die musikalisch-liturgische Ausgestaltung der Offizien, Messen und Kasualien in den Stadtkirchen oblag.[11] Die Einführung der reformierten Lehre in Göttingen im Oktober 1529 brachte eine Konsolidierung und spürbare Verbesserung der kirchlichen und auch schulischen Verhältnisse. Die strukturellen Neue-

8 Zur Entwicklungsgeschichte des Kantorats vgl. grundlegend Kremer: *Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert* (1995).

9 Zur Göttinger Schulgeschichte vgl. allgemein Albert Pannenborg: *Zur Geschichte des Göttinger Gymnasiums*, Göttingen 1886; MatrikelPäd, insb. S. 129–150, Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984) sowie Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG$_2$S, Bd. 3 (1995), Sp. 1553–1554. Zur Geschichte der Lateinschule vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, Kap. 1: *Von der Lateinischen Schule vor und nach der Reformation*, S. 1–19.

10 Die an die fünf Göttinger Stadtkirchen angegliederten Parochial- oder Opferschulen für die christliche Elementarbildung, die 1784 von Ludwig Gerhard Wagemann gegründete »Industrieschule« sowie die 1806 von Johann Philipp Trefurt errichtete »Universitäts-Töchterschule« können in diesem Zusammenhang vernachlässigt werden, da sie für die musikalische Situation der Stadt nicht von Bedeutung sind; Näheres dazu bei Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), S. 146–202 und S. 308–319.

11 Die Chronik berichtet etwa von einer 1512 in St. Johannis gefeierten Messe, bei der man »in figuris gesungen und in organis geklungen« habe; vgl. Lubecus: *Göttinger Annalen* (1588/1994), S. 294.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

rungen waren in der *Göttinger Kirchenordnung* (Wittenberg 1531) niedergelegt, die von Luther mit einer Vorrede versehen worden war. Die *Göttinger Kirchenordnung* regelte zugleich den Status der Musikerziehung im Fächerkanon der Lateinschule. Es hieß dort, die Schule solle

> »eynen guden Cantorem holden de eyn erfarner Musicus sy umme des Godes Denstes und staitlicker Underwysinge der Yogent willen de se degelick eine Stunde nha Middage in der Musica lernen unde öven schall.«[12]

Diese Konzeption spiegelt die pädagogischen Lehren Luthers, in denen der Musik zum Lobe Gottes und zur religiösen und moralischen Erziehung stets ein hoher Stellenwert beigemessen wurde. Der Kantor der Lateinschule hatte seit der 1529 in Göttingen eingeführten Reformation zunächst Religions-, Latein-, Musik- und Deutschunterricht in der Tertia zu erteilen. Zugleich organisierte er als Stadtkantor an der Hauptkirche St. Johannis gemeinsam mit seinen Schülern die Kirchenmusik an den fünf lutherischen Kirchen. Aus der Reihe der Kantoren der Lateinschule ist heute nur noch der gebürtige Göttinger Nicolaus Grimpen (später Roggius, um 1518–1567) bekannt, der dort bis 1550 als »cantor scholae« wirkte, danach an das Braunschweiger Martineum wechselte und als Verfasser des Lehrwerks *Musicae practicae sive artis canendi elementa* (Nürnberg 1566) hervortrat.[13] Der aus musikhistorischer Perspektive prominenteste Schüler der Göttinger Lateinschule war ohne Zweifel der Theologe und Musikpädagoge Lucas Lossius (1508–1582), der 1527 von Göttingen an das Johanneum in Lüneburg wechselte und dort eine reiche Unterrichtstätigkeit entfaltete.[14]

Nachdem Göttingen 1584 an das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg gefallen war, ging die Lateinschule 1586 im neugegründeten Pädagogium auf.[15] Es gliederte sich in zwei Abteilungen, wobei die »schola inferior« mit den Fächern Latein, Religion und Gesang im Wesentlichen die Aufgaben der alten Lateinschule, die »schola superior« diejenigen des neuen Pädagogiums wahrnahm. Das neue

12 Zit. nach Saathoff: *Aus Göttingens Kirchengeschichte* (1929), S. 112; das Zitat aus Luthers Kirchenordnung von 1531 findet sich ebenfalls wiedergegeben in Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, S. 6. Der tägliche Musikunterricht in der Mittagsstunde war typisch für die reformatorischen Schulordnungen und wurde in Göttingen bis ins späte 18. Jahrhundert und darüber hinaus aufrechterhalten.

13 Vgl. Lubecus: *Göttinger Annalen* (1588/1994), S. 392–393, Forkel: *Allgemeine Litteratur der Musik* (1792), S. 305 sowie SL (Martin Ruhnke): Art. »*Nicolaus Roggius*«, in: MGG$_2$P, Bd. 14 (2005), Sp. 276–277. Bereits 1738 wurde bedauert, dass die Kantoren der Lateinschule nicht mehr bekannt seien; vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, S. 3.

14 Näheres zum Lüneburger Johanneum in Kap. II.1.2.

15 Zur Geschichte des Pädagogiums vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, Kap. 2: *Von dem Paedagogio oder Gymnasio, und dessen Rectoribus*, S. 19–209 sowie Johann Friedrich Adolph Kirsten: *Einige Nachrichten über die ältesten Schulen Göttingens; besonders über das 1586 gestiftete Gymnasium, dessen Verfassung, Lehrgegenstände, Gesetze und Disciplin*, in: Neues Archiv für Philologie und Pädagogik 3 (1826), Heft 1, S. 52–65.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Institut wurde in der Räumen des ehemaligen Paulinerklosters eingerichtet und hatte bis zur Universitätsgründung 1734 Bestand. Erster Direktor (»Pädagogiarch«) wurde Henricus Petreus, dessen Schulordnung mit ihren Lehrangeboten in Latein, Griechisch, Hebräisch, Rhetorik, Jurisprudenz, Physik (Anatomie) und Arithmetik weit über das übliche Niveau einer humanistischen Lateinschule hinausging.[16] Dadurch nahm das Pädagogium als »Gymnasium illustre« eher eine vermittelnde Position zwischen Lateinschule und Universität ein und zog zahlreiche auswärtige Schüler aus allen Teilen des Landes an. Bei der Wahl Göttingens zum Standort der neuen Landesuniversität spielte die Existenz eines Pädagogiums als Basis und vor allem dessen überregionales Renommee eine nicht unerhebliche Rolle. Im Zuge der Universitätsgründung wurde das Pädagogium aufgehoben und bildete die institutionelle Keimzelle der kurhannoverschen Landesuniversität.

Auch im Lehrplan des Pädagogiums konnte die Musikausbildung ihre Position behaupteten.[17] Wie aus der *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen* zu entnehmen ist, lehrte dort neben einem »Cantor choralis«, der der schola inferior zugeordnet war, auch ein höher qualifizierter »Cantor figuralis«, der die Tertia der schola superior leitete. Diese Doppelbesetzung, die dazu diente, den Schülern einen ihrer jeweiligen Bildungsstufe angemessenen Musikunterricht zukommen zu lassen, war ein Göttinger Spezifikum, das ansonsten nur noch in Mitteldeutschland anzutreffen war.[18] Darüber hinaus hatte der »Cantor figuralis« die Aufsicht über die mehrstimmigen Musiken in den Stadtkirchen zu führen:

> »Es ist zu wissen, daß das *Paedagogium* zweene Cantores gehabt, deren einer in der dritten Classe informirete, und in der Kirche, wie auch bey Leichen, die Figural-Music dirigirete; der andere aber *Praeceptor quartae Classis* war, und die Choral-Lieder zu singen hatte. Dieser Unterscheid ist vernünftig, und würde mancher gelehrte Mann sich gern zum Figural-*Cantore* in einer grossen Stadt bestellen lassen, wenn ihm nicht zugleich mit aufgebürdet würde, hinter allen Leichen herzugehen, und das Amt eines Dorf-Schulmeisters zu verrichten.«[19]

16 Auf Henricus Petreus folgten im Amt des Pädagogiarchen: ab 1591 Christianus Seligerus, ab 1599 Georgius Buscherus, ab 1604 Alexander Lycaula, ab 1605 Hippolytus Hubmeier, ab 1612 Georg Andreas Fabricius, ab 1626 Fridericus Wacker (nur Interimsleitung, kein Pädagogiarch), ab 1633 erneut Georg Andreas Fabricius, ab 1645 Julius Hardovicus Reichius, ab 1650 Hermannus Gokenholdus, ab 1654 Henricus Tollen, ab 1676 bis 1714 Justus von Dransfeld, und schließlich 1717–1734 als letzter Pädagogiarch Christoph August Heumann, der anschließend als Professor an der Universität wirkte; vgl. MatrikelPäd, S. 134.

17 Zur Musikgeschichte des Pädagogiums und der Stadtschule, aus der das heutige Max-Planck-Gymnasium hervorging vgl. Gerhard Pietzsch: *Zur Pflege der Musik an den deutschen Universitäten bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts*, Darmstadt 1971, S. 181–183 sowie Heinz Kuno Galter: *Musikerziehung in Unterricht und Freizeit*, in: Henning Hennig (Hrsg.): *Max-Planck-Gymnasium. Festschrift zum Jubiläum des ältesten Göttinger Gymnasiums 1586–1986*, Göttingen 1986, S. 159–164.

18 Vgl. Klaus Wolfgang Niemöller: *Untersuchungen zu Musikpflege und Musikunterricht an den deutschen Lateinschulen vom ausgehenden Mittelalter bis um 1600*, Regensburg 1969 (= Kölner Beiträge zur Musikforschung, Bd. 54), S. 158 und 641.

19 Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, S. 250–251. Auch Forkel zitiert diese Passage, nennt aber als Quellennachweis lediglich »Göttingi-

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Selbstverständlich bestand die Möglichkeit, die pädagogische Karriere als Choralkantor zu beginnen und später zum Figuralkantor aufzusteigen. Als erster Figuralkantor wurde im Gründungsjahr des Pädagogiums Isaac Wucherpfennig (um 1560–1626) ernannt.[20] Aus der langen Reihe seiner Amtsnachfolger ragt zunächst der Komponist und Musiktheoretiker Otto Siegfried Harnisch (um 1568–1623) heraus, der nach seiner Schulzeit in der Göttinger Lateinschule und einem Studium in Helmstedt 1603 zum sechsten Figuralkantor des Pädagogiums und Kantor an St. Johannis ernannt wurde und dieses Amt bis zu seinem Wechsel als Kapellmeister nach Celle 1621 innehatte.[21] Einige seiner Kompositionen, darunter die dem Göttinger Stadtregiment gewidmete *Psalmodia nova simplex et harmonica* (Goslar 1621), waren für die Kirchenmusiken in Göttingen geschaffen worden, seine Abhandlung *Artis musicae delineatio* (Frankfurt/Main 1608) zählte zu den fortschrittlichen Lehrbüchern der Zeit.[22] Neben Harnisch ist Joachim Meyer (1661–1732) zu nennen, der 1686 bis 1707 als fünfzehnter Figuralkantor am Pädagogium wirkte.[23] Meyer ist später vor allem als Jurist hervorgetreten, musikhistorisch aber durch seine Schrift *Unvorgreiffliche Gedancken über die neulich eingerissene theatralische Kirchen-Music* (Lemgo 1726) und die daraus entstandene Kontroverse mit Johann Mattheson aktenkundig geworden.[24]

Im Gegensatz zur Lateinschule lassen sich die Namen der Stadt- bzw. Figuralkantoren des Pädagogiums weitgehend aus den Quellen erschließen:

sche Chronik«; vgl. Forkel: *Allgemeine Geschichte der Musik*, Bd. 2 (1801), S. 707.

20 Vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, S. 249; vgl. auch Forkel: *Allgemeine Geschichte der Musik*, Bd. 2 (1801), S. 707, der Wucherpfennigs Einstellung (»nach aller Wahrscheinlichkeit schon am Schluß des funfzehnten oder im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts«) ein ganzes Jahrhundert zu früh datiert. Unter Wucherpfennigs Schülern waren die Göttinger Musiker Johann Siborg (immatrikuliert 1589, bezeichnet als »Civis et organicus Göttinger«) und Thomas Spangenberg (immatrikuliert 1597, »Cantor choralis«, 1601–1664). Vgl. auch Percy M. Young: Art. »*Göttingen*«, In: NGroveD, Bd. 7 (1980), S. 568.

21 Zu Harnisch vgl. WaltherL, S. 301, Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, S. 249, Forkel: *Allgemeine Geschichte der Musik*, Bd. 2 (1801), S. 707, Niemöller: *Untersuchungen zu Musikpflege und Musikunterricht* (1969), S. 163–164 sowie Hendrik Dochhorn (Hans-Otto Hiekel): Art. »*Otto Siegfried Harnisch*«, in: MGG_2P, Bd. 8 (2002), Sp. 701–703.

22 Vgl. Forkel: *Allgemeine Litteratur der Musik* (1792), S. 284 sowie Percy M. Young/Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: $NGroveD_2$, Bd. 10 (2001), S. 197.

23 Zu Meyer vgl. WaltherL, S. 403–404 sowie Johann Carl Conrad Oelrichs: *Historische Nachricht von den akademischen Würden in der Musik und öffentlichen musikalischen Akademien und Geselschaften*, Berlin 1752, S. 37–39, wo erwähnt wird, dass Meyer 1707 der Titel »Professoris und Musici Pädagogii« verliehen worden ist (S. 37).

24 Zur Kontroverse zwischen Meyer und Mattheson vgl. Arno Forchert: *Mattheson und die Kirchenmusik*, in: Gattung und Werk in der Musikgeschichte Norddeutschlands und Skandinaviens, hrsg. von Friedhelm Krummacher und Heinrich W. Schwab, Kassel u.a. 1982 (= Kieler Schriften zur Musikwissenschaft, Bd. 26), S. 114–122, insb. S. 117–120 sowie vor allem Jürgen Heidrich: *Der Meier-Mattheson-Disput. Eine Polemik zur deutschen protestantischen Kirchenkantate in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Göttingen 1995 (= Nachrichten der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. I. Philologisch-Historische Klasse, Jg. 1995, Nr. 3).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

1586– ?	Isaac Wucherpfennig (um 1560–1626)
? – ?	Johannes Langhagen (†1597)
1591–1597	Just Kistner (fl. 1586–1597)
1597– ?	Johannes Nesenus (†1604)
? –1603	Johann Crolle
1603–1621	Otto Siegfried Harnisch (um 1568–1623), daneben um 1605 Matthias Schwarz und 1612–1619 Johann Birkenstam als Cantores chorales
1621–1626	Johann Turold (†1626), zuvor Cantor choralis
1626– ?	Johann Otto
? –1645	Heinrich Köhler (†1645)
1645– ?	Thomas Spangenberg (1572–1664)
? –1647	Antonius Blume (1606–1689)
1647–1673	Johann Speckbötel (†1673)
1673–1684	Johann Georg Fischer (†1684)
1685–1686	Volckmar Pabst (†1686), daneben um 1686 Henricus Koch als Cantor choralis
1686–1707	Joachim Meyer (1661–1732)
1707–1725	Georg Clevesal (1665–1725)
1726–1728	Adam Franz Schwarzkopf
1728–1734	Johann Paul Stolberg, daneben bis 1734 »der junge Muhlert« als Cantor choralis

Tabelle 1: Stadt- bzw. Figuralkantoren des Pädagogiums (1586–1734)[25]

Der – musikhistorisch betrachtet – bedeutendste Schüler des Pädagogiums war sicher der aus dem thüringischen Mühlhausen stammende Organist und Komponist Johann Rudolph Ahle (1625–1673), der von 1643 bis 1645, also unter dem fähigen Pädagogiarchen Georg Andreas Fabricius (1589–1645), in Göttingen studierte und in diesen Jahren vermutlich von dem damaligen Figuralkantor Heinrich Köhler (†1645) musikalisch geprägt wurde.[26]

1.2 Stadt- und Militärmusik

Wie andere größere Städte, verfügte auch Göttingen über eine Stadt- oder Ratsmusik.[27] Das Stadtmusikantentum ging in seinen Ursprüngen auf die mittelalterliche Tradition der Stadtpfeifer zurück, die auf den Türmen der Hauptkirchen für das Choral- und Stundenblasen sowie für die Feuerwache zuständig waren.[28]

25 Vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, Kap. 3: Von denen Professoribus und übrigen Lehrern des Göttingischen Gymnasii, S. 209–258, insb. S. 248–256.

26 Vgl. Markus Rathey: *Johann Rudolph Ahle (1625–1673). Lebensweg und Schaffen*, Eisenach 1999, S. 102–109.

27 Zum Folgenden vgl. Egdorf: *Von der Stadtmusik im 19. Jahrhundert* (1989) sowie ders.: *Die Göttinger Stadtmusik* (1990).

28 Vgl. Werner Greve: Art. »*Stadtpfeifer*«, in: MGG$_2$S, Bd. 8 (1998), Sp. 1719–1732.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Der Stadtmusikus war Angestellter des Magistrates, doch war die Einrichtung der Stadtmusik einem handwerklichen Betrieb vergleichbar: Der Stadtmusikus fungierte als Meister, der seine Arbeit gemeinsam mit einer Reihe von Gesellen und Lehrlingen verrichtete, die meist auch bei ihm wohnten.[29] Er hatte das regelmäßige Turmblasen vom Nordturm der St. Johanniskirche zu organisieren und alle in der Stadt anfallenden Instrumentalmusiken (etwa bei Hochzeiten, Taufen, Ratswahlen oder anderen Festlichkeiten) zu bestreiten.[30] Zudem gehörte es zu seinen Aufgaben, bei der Gestaltung von Festgottesdiensten an hohen kirchlichen Feiertagen mitzuwirken und sich dabei den Kantoren zu unterstellen.

Von existentieller Bedeutung für die Göttinger Stadtmusizi und ihre Gesellen und Lehrlinge war der sogenannte »Musikzwang« – ein von der Stadt garantiertes Privileg, das Veranstalter von Festlichkeiten jeder Art verpflichtete, bei Bedarf an Tanz- und Unterhaltungsmusik ausschließlich die Dienste der einheimischen Stadtmusik in Anspruch zu nehmen.[31] Nur durch dieses (erst 1866 aufgehobene) Privileg war es den Stadtmusizi möglich, sich vor der stetig wachsenden Konkurrenz durch die Militärmusik oder auswärtige Musiker zu schützen und damit ihr Auskommen zu garantieren. Wenngleich die Praxis des »Musikzwanges« die materielle Existenz der Stadtmusik absicherte, scheint sie auf lange Sicht gesehen die Entwicklung des Göttinger Musiklebens doch eher gehemmt zu haben.

Eine nicht zu unterschätzende Rolle in der Göttinger Musikgeschichte spielt die Militärmusik.[32] 1632 – mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges – wurden in Göttingen erstmals landeseigene Truppen stationiert, um die Bevölkerung vor Plünderungen und Verwüstungen durchziehender Verbände zu schützen. Damit wurde Göttingen zur Garnisonstadt, und sie sollte es zunächst bis 1848 bleiben.[33] Für die Militärgottesdienste wurde die Hauptkirche St. Johannis vorgesehen. Vermutlich wird die Garnison schon damals über Militärmusiker verfügt haben, doch ist darüber nichts bekannt.

29 Für das Jahr 1792 etwa verzeichnet Rintel unter der Rubrik »Stadtmusikus« neben dem Stelleninhaber zwei Gesellen sowie drei Lehrlinge; vgl. Rintel: *Versuch einer skizzierten Beschreibung* (1794), S. 213.

30 Die Tradition des Turmblasens wurde in Göttingen erst im November 1921 aufgegeben; vgl. van Kempen: *Göttinger Chronik* (1953), S. 72–73.

31 Universitätsangehörige und Angehörige des Militärs waren allerdings qua Exemtion vom »Musikzwang« ausgeschlossen.

32 Vgl. Günther Meinhardt: *Garnisonstadt Göttingen. Bilder aus 350 Jahren Stadtgeschichte*, Göttingen 1982 sowie Ralf Pröve: *Stehendes Heer und städtische Gesellschaft im 18. Jahrhundert: Göttingen und seine Militärbevölkerung 1713–1756*, München 1995 (= Beiträge zur Militärgeschichte, Bd. 47).

33 Erst 1858 wurden wieder Truppen in Göttingen stationiert.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

2 Die »Georgia Augusta« als Universität der Aufklärung

Der hannoversche Kurfürst Georg August (1683–1760, reg. 1727–1760), der zugleich als Georg II. König von Großbritannien und Irland war, erkannte die Notwendigkeit einer eigenen Landesuniversität zur Ausbildung des Personals für staatliche und landeskirchliche Dienste und wählte Göttingen zu deren Sitz.[34] Sie war von Anfang an als Konkurrenzunternehmen zu den bestehenden Universitäten in Helmstedt (gegr. 1576) und insbesondere Halle (gegr. 1694) konzipiert und sollte die Abwanderung qualifizierter Studenten ins preußische Ausland eindämmen. Am 13. Januar 1733 wurde Georg August von Kaiser Karl VI. in Wien das Privileg für die Universitätsgründung erteilt; wenig später, am 12. Februar desselben Jahres, erfolgte die offizielle Stiftung der Universität, die seither als »Academia Georgia Augusta« den Namen ihres Stifters trägt.[35] Die neue Universität baute auf dem 1586 in den Räumen des ehemaligen Paulinerklosters eingerichteten Pädagogium auf.[36] Bereits am 14. Oktober 1734 hielt der Physiker Samuel Christian Hollmann (1696–1787) – noch unter provisorischen Bedingungen – die erste akademische Vorlesung.[37] Auf der Grundlage des kaiserlichen Privilegs von 1733 wurde der Universität am 7. Dezember 1736 von Georg II. das königliche Privileg verliehen und gleichzeitig die »General-Statuten« in Kraft gesetzt.[38] Am 17. September 1737 schließlich konnte in einem feierlichen Akt die offizielle Inauguration der neuen kurhannoverschen Landesuniversität begangen werden.

2.1 Münchhausens Ziele

Die »Georgia Augusta« zählt gemeinsam mit den Universitäten Halle (gegr. 1694) und Erlangen (gegr. 1743) zu den wichtigen Reformuniversitäten der Aufklärung.[39]

34 Zur Geschichte der Universität vgl. allgemein Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 338–366 (von Carl Haase); speziell zur Universitätsgründung vgl. Jürgen von Stackelberg (Hrsg.): *Zur geistigen Situation der Zeit der Göttinger Universitätsgründung 1737*. Eine Vortragsreihe aus Anlaß des 250jährigen Bestehens der Georgia Augusta, Göttingen 1988 (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 12).

35 Vgl. Wilhelm Ebel (Hrsg.): *Die Privilegien und ältesten Statuten der Georg-August-Universität zu Göttingen*, Göttingen 1961.

36 Die Aufgaben des Pädagogiums wurden von einer neugegründeten Stadtschule übernommen; vgl. Kap. I.3.2.

37 Das Jahr der Aufnahme des Lehrbetriebes 1734 ist universitäts- und stadtgeschichtlich weit bedeutsamer als das offizielle Gründungsjahr 1737. Daher wird im Folgenden meist das Jahr 1734 als chronologische Zäsur verstanden.

38 Vgl. den Abdruck der »General-Statuten« bei Ebel: *Die Privilegien und ältesten Statuten* (1961), S. 40–83.

39 Vgl. Notker Hammerstein: *Zur Geschichte der deutschen Universität im Zeitalter der Aufklärung*, in: Universität und Gelehrtenstand 1400–1800, Limburg/Lahn 1970, S. 145–182, ders.: *Die Universitätsgründungen im Zeichen der Aufklärung*, in: Beiträge zu Problemen deutscher Universitätsgründun-

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Dieses Faktum ist untrennbar mit dem Namen Gerlach Adolph von Münchhausen (1688–1770) verbunden. Der Freiherr war Mitglied der kurhannoverschen Landesregierung und 1734 zum ersten Kurator der Universität ernannt worden. In dieser Funktion kam ihm die Aufgabe zu, die neue Landesuniversität konzeptionell und administrativ aufzubauen. Münchhausen bestimmte die Errichtung der Universität zu seiner Lebensaufgabe und gilt daher als deren eigentlicher Gründer und spiritus rector. Zudem stand er seit dem 11. November 1765 im Rang eines Premierministers an der Spitze der hannoverschen Landesregierung und war damit faktisch der leitende Staatsmann der hannoverschen Politik.[40] Das Amt des Kurators verwaltete er bis zu seinem Tod 1770 und bestimmte in dieser Zeit maßgeblich die Geschicke der Universität. Er legte die Basis für den wissenschaftlichen Nimbus der Stadt und machte die Universität mit großem finanziellem und ideellem Aufwand zur modernsten und führenden Hochschule im Deutschen Reich.[41]

Münchhausens Politik beim Aufbau der Göttinger Universität beruhte auf einer ungemein weitblickend angelegten und konsequent verfolgten Konzeption. Die Universität war von Anfang an als Universität für die Verbreitung der Ziele der Aufklärung gedacht. Das Muster fand er in der 1694 gegründeten Friedrichs-Universität Halle, die er selbst als Student kennengelernt hatte.[42] Dort hatte der Jurist und Philosoph Christian Thomasius (1655–1728) die preußische Universität bald nach ihrer Gründung zur ersten Reformuniversität der Aufklärung, zur »Mutter aller aufgeklärten Universitäten« geformt.[43] Thomasius machte die protestantische Orthodoxie, wie sie an den Universitäten etwa von Leipzig, Wittenberg oder Jena gepredigt wurde, für den generellen Niedergang der Universitäten, der Wissenschaften und überhaupt für den Niedergang der Gesellschaft verantwortlich. Aus diesem Grunde kämpfte er beim Aufbau der »Fridericiana« leidenschaftlich für die Freiheit des Denkens und der Wissenschaft von der Bevormundung der Theologie. Um die akademische Ausbildung nach praktischen und nützlichen Aspekten auszurichten, bereicherte er den Fächerkanon um eine Reihe moderner Disziplinen und ersetzte das bis dahin als alleinige Wissenschaftssprache geltende Lateinische konsequent durch das Deutsche.

gen der frühen Neuzeit, hrsg. von Peter Baumgart und Notker Hammerstein, Nendeln/Liechtenstein 1978 (= Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 4), S. 263–298 sowie ders.: *Göttingen. Eine deutsche Universität im Zeitalter der Aufklärung*, in: Alexander Patschovsky und Horst Rabe (Hrsg.): Die Universität in Alteuropa, Konstanz 1994 (= Konstanzer Bibliothek, Bd. 22), S. 169–182.

40 Vgl. Oberschelp: *Politische Geschichte Niedersachsens 1714–1803* (1983), S. 106.

41 Der Begriff »Deutsches Reich« bezeichnet hier und im Folgenden das bis 1806 bestehende »Heilige Römische Reich Deutscher Nation«; vgl. Johann Stephan Pütter: *Vollständigeres Handbuch der Teutschen Reichshistorie*, Göttingen 1762. Zur Trauerfeier für Gerlach Adolf Freiherr von Münchhausen am 28. Dezember 1770 schuf Forkel die Kantate *Ach! was für Töne*; vgl. Kap. IV.2.3.

42 Zur Geschichte der Universität Halle ist noch immer unverzichtbar Wilhelm Schrader: *Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle*, 2 Bde. Berlin 1894.

43 Zu Thomasius vgl. Hammerstein: *Zur Geschichte der deutschen Universität* (1970), S. 159–166, das Zitat S. 166.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Wo immer Münchhausen nun Konzeptionen, Statuten und Privilegien auszuarbeiten hatte, standen die Verhältnisse der »Fridericiana« Pate. Er verstand es, von den Erfahrungen der Hallenser Universitätsgründung zu profitieren und die dort entwickelten Ideen und Grundsätze in Göttingen in weit konsequenterer Form auszuprägen und fortzuführen. Dabei verließ er sich in aller Regel nicht auf sein eigenes Urteilsvermögen, sondern holte bei allen wichtigen Fragen Expertisen einheimischer und auswärtiger Kapazitäten ein. Darüber hinaus war Münchhausens Universitätspolitik zu einem beträchtlichen Teil Berufungspolitik. Er erkannte, dass eine langfristig erfolgreiche Entwicklung der Universität nur gewährleistet sein konnte, wenn die zentralen wissenschaftlichen Disziplinen jeweils durch herausragende Gelehrte repräsentiert waren und investierte daher erhebliche Energie und beträchtliche finanzielle Mittel in den Aufbau des Lehrkörpers. Zugleich vermied er geschickt die Berufung radikaler oder intoleranter Propagandisten, sei es der Aufklärung, der Orthodoxie oder des Pietismus.[44] Den ersten Lehrstuhl erhielt der Philologe Johann Matthias Gesner (1691–1761), der dem Musikhistoriker aus der Biographie Johann Sebastian Bachs vertraut ist. Gesner war mit Bach seit seiner Weimarer Zeit bekannt und avancierte 1730 zum Rektor der Leipziger Thomasschule. In dieser Funktion war er ein angenehmer und musikverständiger Vorgesetzter Bachs. Da er jedoch an der Leipziger Universität keine Professur erlangen konnte, nahm er den Göttinger Ruf an und wurde dort im Sommer 1734 »Prof. eloquentiae«, Gründungsdekan der philosophischen Fakultät und in der Folge ein enger Vertrauter Münchhausens. Als zweiter bedeutender Professor wurde der aus Bern stammende Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller (1708–1777), der als einer der letzten Polyhistoren gilt, an die »Georgia Augusta« berufen. Haller wurde 1751 erster Präsident der neugegründeten »Königlichen Societät der Wissenschaften« (heute: Akademie der Wissenschaften) zu Göttingen, die als Forschungsinstitut an die Universität angegliedert wurde.

Um der Forschung und Lehre die größtmöglichen Freiheiten zu garantieren, hatte Münchhausen nach Hallenser Vorbild zunächst das überkommene Primat und Zensurrecht der theologischen Fakultät abgeschafft, wodurch die übrigen natur- und geisteswissenschaftlichen Fakultäten (die juristische, die medizinische und die philosophische) der theologischen Fakultät gleichgestellt waren. In dieser Emanzipation von der Hegemonie der theologischen Fakultät und den damit verknüpften konfessionellen Bindungen, durch die sich eine insgesamt freiere und tolerantere Atmosphäre der Forschung und Lehre ausbilden konnte, spiegelt sich der Wandel der Universitäten von kirchlich gebundenen Lehr- und Erziehungsanstalten im mittelalterlichen Sinne zu modernen, staatlich verwalteten Bildungs- und auch Forschungseinrichtungen. Die Toleranz, eine der fundamentalen Tugenden der Göttinger Universität, äußerte sich etwa in der Handhabung

44 Vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 192 (von Hans-Walter Krumwiede).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

der Zensur. So waren die eigenen Publikationen sämtlicher Göttinger Professoren durch die Generalstatuten allgemein von der andernorts obligatorischen Vorzensur befreit, was seinerzeit ein vielbeachtetes Novum darstellte und nicht selten das entscheidende Kriterium für die Annahme von Berufungen bedeutete. Ähnlich liberal gestaltete Münchhausen die Rahmenbedingungen der akademischen Lehre, der im Vergleich zur Forschung bewusst eine zentrale Rolle zugewiesen wurde. Man achtete auf ein breites und vielfältiges Unterrichtsangebot und garantierte den Professoren die vollkommen freie Wahl und Disposition der Studieninhalte.[45] Der Unterricht, der bis weit nach 1800 in der Regel in den Privaträumen der jeweiligen Professoren stattfand, wurde modernisiert. Es wurde Wert darauf gelegt, dass die Professoren tunlichst keine fremden Lehrbücher gebrauchten, sondern wenn möglich nach eigenen Kompendien lasen. Die traditionelle lateinische Wissenschafts- und Unterrichtssprache wurde durch das Deutsche ersetzt; nur noch vereinzelt – etwa bei besonders feierlichen Anlässen – besann man sich auf das Lateinische.

Münchhausens Bemühungen beim Aufbau der Göttinger Universität zeitigten nachhaltigen Erfolg. Bald lehrten hier exzellente Professoren wie der Theologe und Orientalist Johann David Michaelis (1717–1791), der Mathematiker und Naturwissenschaftler Abraham Gotthelf Kästner (1719–1800), der Staatsrechtler und Universitätschronist Johann Stephan Pütter (1725–1807), der Altphilologe und Leiter der Universitätsbibliothek Christian Gottlob Heyne (1729–1812, als Nachfolger Gesners), der Historiker und Publizist August Ludwig Schlözer (1735–1809), der Experimentalphysiker, Philosoph und Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg (1742–1799), der Theologe und Orientalist Johann Gottfried Eichhorn (1752–1827) sowie der Zoologe und Anthropologe Johann Friedrich Blumenbach (1752–1840), um nur einige der prominentesten Namen herauszugreifen.[46] Auf diese Weise erlebte die »Georgia Augusta« einen geradezu kometenhaften Aufstieg und überflügelte selbst die Universität Halle. 1775 avancierte sie mit ca. 805 Studenten zur größten aller etwa 32 Universitäten des Deutschen Reiches und erlebte schließlich in den Jahrzehnten 1780 bis 1800 eine später nie mehr erreichte Blütezeit ihres internationalen Ruhmes.[47] Insgesamt gesehen nahm die »Georgia Augusta« unter den Reformuniversitäten der Aufklärung eine Mittlerstellung ein insofern, als sie in vielerlei Hinsicht auf das konzeptionelle Vorbild Halles (Thomasius) zurück-

45 Hammerstein betont, dass hier erstmalig die Lehrfreiheit an einer deutschen Universität garantiert worden sei, da es in Halle de facto immer noch ein Aufsichtsrecht der theologischen Fakultät gegeben habe; vgl. ders.: *Zur Geschichte der deutschen Universität* (1970), S. 167.

46 Die Vormachtstellung der Göttinger Gelehrten als »Praeceptores Germaniae« in dieser Zeit akzentuiert eine neuere Studie von Luigi Marino: *Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770–1820*, Göttingen 1995 (= Göttinger Universitätsschriften, Serie A: Schriften, Bd. 10). Die alttestamentliche Wissenschaft wurde – ein Göttinger Spezifikum – bis 1914 in der philosophischen Fakultät als »Orientalistik« gelehrt.

47 Vgl. Hammerstein: *Die Universitätsgründungen im Zeichen der Aufklärung* (1978), S. 263.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ging und im Zuge ihres großen Erfolges in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ihrerseits zum Vorbild für die aufklärerischen Reformbestrebungen zahlreicher weiterer Universitäten des Reiches bis hin zu Wilhelm von Humboldts Berliner Universitätsgründung 1810 avancierte.

2.2 Institutionelle und hierarchische Strukturen

Die organisatorische Struktur der »Georgia Augusta«, die im Wesentlichen dem Muster Halles folgte, wurde in den Generalstatuten vom 7. Dezember 1736 fixiert.[48] Demnach lag das Rektorat der Universität beim Kurfürsten und König, der sich in Hannover durch eine Landesregierung aus Geheimräten repräsentieren ließ, aus deren Reihen sich wiederum ein Universitätskuratorium formierte. Letzteres bildete die Schnittstelle zum Universitätsdirektorium aus Prorektor und Senat, das die Geschäfte vor Ort führte.

Landesherr des Kurfürstentums Braunschweig-Lüneburg (»Kurhannover«) und damit der oberste Souverän Göttingens und seiner Universität war seit 1760 der hannoversche Kurfürst Georg (1738–1820, reg. 1760–1820), der gleichzeitig als Georg III. König von Großbritannien und Irland war und in London residierte. Während dessen Vorgänger Georg II. im Laufe seiner Regierungszeit noch insgesamt zwölf Mal in sein Kurfürstentum gereist war und dabei auch in Göttingen Station gemacht hatte, bekümmerte sich Georg III. zwar gewissenhaft um die kurhannoverschen Belange und ließ auch einige seiner Söhne an der Göttinger Universität ausbilden, verstand sich jedoch selbst als Engländer und betrat sein Stammland während seiner fast sechs Jahrzehnte währenden Regierungszeit kein einziges Mal.[49] Gleichwohl kam dem englischen König als Landesherrn seit der Universitätsgründung nach akademischem Recht – wie auch andernorts – die Würde des Rektorats zu, während die tatsächlichen Leitungsgeschäfte der Universität freilich in den Händen der kurhannoverschen Landesregierung bzw. des Prorektors ruhten.

Die Absenz des Kurfürsten seit dem Beginn der Personalunion 1714 brachte es mit sich, dass das Kurfürstentum Braunschweig-Lüneburg nicht von seinem eigentlichen Landesherrn, sondern repräsentativ von einer Landesregierung aus einem Stab von Geheimen Räten (Ministern) in Hannover regiert wurde, die dem Regenten unmittelbar unterstellt und zu regelmäßiger Berichterstattung verpflichtet waren.[50] Diese Geheimräte entstammten stets alten hannoverschen Adelsfamilien, die auch die zentralen Beamtenposten im Lande unter sich aufteilten

48 Vgl. Ebel: *Die Privilegien und ältesten Statuten* (1961), S. 40–83.

49 Zum Besuch Georgs II. in Göttingen vgl. den Stich von Georg Daniel Heumann, Kap. II.2.2.

50 Vgl. die Widmung von Forkels *Allgemeiner Geschichte der Musik*, Bd. 1 (1788), S. [III]–[VI] an die kurhannoverschen Geheimräte.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

und sich damit den überkommenen politischen Einfluss sicherten. In den Aufgabenbereich der Geheimräte fiel auch die Oberaufsicht über die Landesuniversität, etwa die Berufung der Professoren, die Anstellung der übrigen Universitätsbediensteten sowie die Formulierung und Überwachung der Dienstvorschriften. Damit war die Universität unmittelbar der kurhannoverschen Landesregierung unterstellt.

Zur Verwaltung der akademischen Angelegenheiten rekrutierte sich aus den Reihen der Geheimräte ein Universitätskuratorium. Diese Aufgabe wurde zunächst von Gerlach Adolph von Münchhausen allein wahrgenommen. Nach Münchhausens Tod wurde Burghard Christian von Behr (1714–1771) zum Kurator ernannt, der jedoch nach wenigen Monaten starb. Dann erst fungierten – wie in den Generalstatuten ursprünglich vorgesehen, jeweils zwei Geheimräte parallel als Universitätskuratoren.[51] Doch die eigentlichen Leitungsgeschäfte gingen, da es unter den Kuratoren an gestaltungsmächtigen Persönlichkeiten fehlte, in der Folgezeit mehr und mehr in die Hände der Kanzleisekretäre über. Vor allem dem Universitätsreferenten Georg Friedrich Brandes (1709–1791) und dessen Sohn Ernst (1758–1810) blieb es vorbehalten, die Entwicklung der Universität im Sinne Münchhausens weiter voranzutreiben.

Die Leitung der Universitätsgeschäfte vor Ort oblag dem Universitätsdirektorium aus Prorektor und Senat. Wie bereits erwähnt, kam dem englischen König als Landesherrn nominell die Würde des Rektorats zu, während die Leitungsgeschäfte der Universität faktisch in den Händen des Prorektors lagen. Erster Amtsinhaber war bis 1738 der Theologe Jacob Wilhelm Feuerlein (1689–1766). Der Prorektor wurde nicht gewählt, sondern halbjährlich alternierend nach einem festgelegten Turnus aus den Reihen der Professoren berufen und während der Amtszeit von seinen Lehrverpflichtungen befreit.[52] Er übte die administrative Gewalt aus und hatte den Vorsitz im Senat (»Concil«). Dieser wiederum war das höchste beschlussfassende Gremium der Universität und bestand aus den neunzehn ordentlichen Professoren der vier Fakultäten unter dem Vorsitz des jeweiligen Prorektors.[53] Der Senat traf sich in der Regel einmal monatlich im Saal des »Concilien-Hauses« (»Concilien-Saal«) an der Prinzenstraße und beriet über

51 Vgl. die Liste der Kuratoren bei Wilhelm Ebel (Hrsg.): *Catalogus Professorum Gottingensium 1734–1962*, Göttingen 1962, S. 21–22. Der *Catalogus* des ehemaligen Universitätsarchivleiters Wilhelm Ebel ist als Quelle zur Identifikation in den Quellen vorkommender Universitätsangehöriger unverzichtbar. Die Kuratoren Ernst August Wilhelm von dem Bussche (1727–1789) und Christian Ludwig Friedrich von Beulwitz (1725–1796) finden sich unter den Widmungsträgern von Forkels *Allgemeiner Geschichte der Musik* (Bd. I, 1788).

52 Vgl. die Liste der Göttinger Prorektoren bei Ebel (Hrsg.): *Catalogus Professorum Gottingensium* (1962), S. 23–28. Das Amt des Prorektors wechselte bis 1792 jeweils am 1. Januar und am 1. Juli, danach jeweils am 1. März und am 1. September. Aus Gründen der Kontinuität wurde die Amtszeit von der Landesregierung zuweilen auf ein Jahr verlängert.

53 Vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), S. 51–51.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

sämtliche Fragen, die die Statuten und Privilegien, die studentische Gesetzgebung sowie grundsätzliche Verwaltungsfragen betrafen.

Dem kurhannoverschen Geheimratskollegium unmittelbar unterstellt war die akademische Gerichtsbarkeit, die der Universität Göttingen im königlichen Privileg von 1736 zuerkannt wurde.[54] Sie galt für sämtliche Professoren und Universitätslehrer samt Familien und Gesinde, für die Studenten und für die Universitätsverwandten, die sogenannten »cives illiterati«.[55] Bagatellfälle regelte der Prorektor eigenverantwortlich, für größere Vergehen war die Universitätsgerichtsdeputation zuständig, der neben dem Prorektor als Vorsitzendem die Dekane der vier Fakultäten sowie der Universitätssyndikus und der Sekretär als Beisitzer angehörten. Die akademische Gerichtsbarkeit diente der effektiven Kontrolle der Universitätsangehörigen durch die absolutistische Staatsverwaltung, gleichzeitig urteilte sie jedoch in juristischer Hinsicht meist erheblich toleranter als ihr städtisches Pendant und diente somit der autoritären Stärkung der Universitätsangehörigen gegenüber den Bürgern der Stadt.

Wenngleich die Universität also ein gewisses administratives Eigenleben innerhalb der Stadt führte, war sie dennoch nolens volens mit deren Verwaltung verflochten.[56] In einem Rezess von 1690 wurde eine grundlegend neue Verfassung formuliert, die sämtliche rechtlichen und administrativen Belange der Stadt regelte und auch während des gesamten 18. Jahrhunderts bis zum Beginn der Franzosenzeit (1807) verbindlich blieb.[57] Danach stand der erste Bürgermeister als verantwortliches Oberhaupt an der Spitze des Stadtregimentes. Das Amt verwalteten um die Jahrhundertwende Georg Moritz Stock (amtierend 1763–1807) und nach dessen Tod Conrad Julius Hieronymus Tuckermann (amtierend 1807–1831). Dem regierenden Bürgermeister oblag die Leitung des zwölfköpfigen Rates der Stadt, dem darüber hinaus ein zweiter Bürgermeister, der Stadtsyndikus als Justitiar, der Stadtsekretär sowie acht weitere Ratsherren angehörten. Sämtliche Ratsherren wurden auf Lebenszeit eingesetzt. Darüber hinaus verfügte die Stadtverwaltung über einen Gerichtsschultheißen, in dessen Verantwortungsbereich die Verwaltung des Zoll- und Münzrechtes fiel und der in der Hierarchie zwischen dem Bürgermeister und den übrigen Mitgliedern des Ratskollegiums rangierte. Die Interessen der Bürgerschaft wurden von vier Bürgerdeputierten aus dem Kreis der Gildemeister vertreten. Auch die politisch-rechtliche Relation zwischen der Stadt Göttingen und dem Land Kurhannover war durch den Rezess von 1690 geregelt.[58]

54 Vgl. ebd., S. 44 et passim.

55 Zur Gruppe der Universitätsverwandten vgl. Kap. I.2.4.

56 Zum Göttinger Stadtregiment vgl. Heinz Mohnhaupt: *Die Göttinger Ratsverfassung vom 16. bis 19. Jahrhundert*, Göttingen 1965 (= Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 5), insb. S. 87–117.

57 Vgl. ebd., S. 87–108.

58 Vgl. ebd., S. 108–117.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Dort war letztlich festgeschrieben, dass es sich bei dem Göttinger Stadtregiment – wie in anderen Städten des Landes auch – durchaus nicht um ein beratendes und beschließendes Gremium der städtischen Selbstverwaltung, sondern vielmehr um ein Exekutivorgan der kurhannoverschen Landesregierung handelte, dem stets die absolute Hegemonie vor den Interessen des Stadtregimentes zugehörte. So waren die kurhannoverschen Geheimräte etwa befugt, gegen den Willen der städtischen Verwaltung eine Person ihrer Wahl in das Amt des Bürgermeisters einzusetzen. Ebenso hatte das Stadtregiment bei den Belangen der Universität keinerlei Mitspracherecht. Die Bemühungen der Landesregierung zielten eindeutig darauf, den Belangen der Universität gegenüber der Stadtverwaltung absolute Priorität einzuräumen.

Nachdem das Kurfürstentum Hannover im Frieden von Tilsit (Juli 1807) an Frankreich gefallen war und das Fürstentum Göttingen-Grubenhagen dem neugegründeten Königreich Westfalen eingegliedert wurde, arrangierten die Franzosen die Verwaltung in der »Staatsverfassung des Königreiches Westfalen« vom 15. November 1807 nach modernen napoleonischen Prinzipien.[59] Weitreichende Zentralisierungsmaßnahmen traten in Kraft, in deren Rahmen Göttingen zur Hauptstadt des »Leine-Départements« mit seinerzeit 145 537 Einwohnern ausgerufen wurde. Im März 1808 wurde der amtierende Stadtrat aufgelöst und durch einen »Maire« (den bisherigen Bürgermeister Tuckermann) ersetzt, der dem neugegründeten »Municipalrat« vorstand. Nach der Auflösung des Königreiches Westfalen 1813 kehrte man weitestgehend zu den ehemaligen Verfassungsverhältnissen zurück.

2.3 Studenten und Bibliotheken

Mehr noch als die relativ überschaubare Gruppe der Professoren führte das Hinzutreten der Studentenschaft seit der Universitätsgründung zu einem entscheidenden Wandel in den wirtschaftlichen und sozialen Strukturen Göttingens.[60] Nachdem die Entwicklung der Studentenzahlen zu Beginn der Vorlesungszeit mit ca. 300 bis 400 zunächst hinter den Erwartungen zurückgeblieben war, erlebte die Universität seit der Mitte des Jahrhunderts einen bedeutenden Aufschwung.[61] Zwischen 1755 und 1760 stand sie mit ca. 600 Studenten unter den deutschen Uni-

59 Vgl. ebd., S. 118–124.

60 In Göttingen wurden die Studenten stets »Purschen« genannt und damit von den »Philistern« (Stadtbürgern) unterschieden; vgl. Carl Friedrich August Hochheimer: *Göttingen. Nach seiner eigentlichen Beschaffenheit zum Nutzen derer, die daselbst studiren wollen*, Lausanne 1791, S. 64.

61 Zur Entwicklung der Studentenzahlen in Göttingen vgl. vor allem Dietrich Denecke: *Göttingen. Materialien zur historischen Stadtgeographie und zur Stadtplanung. Erläuterungen zu Karten, Plänen und Diagrammen*, Göttingen 1979, S. 118 sowie Sachse: *Göttingen im 18. und 19. Jahrhundert* (1987), hier S. 256–261.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

versitäten bereits an vierter Stelle, zur Blütezeit um 1780 war sie mit rund 950 Studenten die meistfrequentierte Universität des Deutschen Reiches.[62] Trotz kontinuierlich sinkender Studentenzahlen behauptete Göttingen zu Beginn des 19. Jahrhunderts mit ca. 600 Studenten nach Halle immerhin den zweiten Platz.

Die Göttinger Studenten kamen nur zu einem sehr geringen Teil aus gutsituierten Göttinger Bürgerhäusern, deren Söhne vor der Universitätsgründung vorwiegend an den älteren Universitäten Erfurt und Leipzig studierten. Vielmehr reichte der Einzugsbereich weit über die Stadt- und Landesgrenzen hinaus. Das zum überwiegenden Teil hervorragende Renommee der Göttinger Professoren übte auf die akademische Jugend der Zeit eine geradezu magische Anziehungskraft aus, so dass die Studenten aus allen Teilen Europas nach Göttingen strömten.[63] Dabei war es vorteilhaft, dass die Universität nicht an konfessionelle Grenzen gebunden war und Studenten aus protestantischen wie katholischen Landesteilen aufnahm.

Früh hatte man in Göttingen erkannt, dass der Anteil an adeligen Studenten für das überregionale Renommee der Universität von entscheidender Bedeutung war. Die weltgewandten Adeligen brachten neue Impulse in die Stadt und trugen ihre dort gemachten Erfahrungen weiter. Und selbstverständlich bedachte man, dass Adelige aufgrund ihrer höheren Gebührenzahlungen und dem insgesamt gehobeneren Lebensstil viel Kapital in die Stadt bringen würden. Daher hatte man mittels besonderer Privilegien gezielt Studenten aus wohlhabenden in- und ausländischen Adelsgeschlechtern zum Studium in Göttingen zu bewegen versucht.[64] Mit Erfolg: Der ausgesprochen hohe, zuweilen bis zu einem Viertel reichende Anteil an adeligen Studenten brachte der Universität im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts gar den Ruf einer »Adelsuniversität« ein. Unter den Adeligen befanden sich 1786 bis 1791 die drei noch jugendlichen Söhne König Georgs III., die englischen Prinzen Ernst August (1771–1851), August Friedrich (1773–1843) und Adolph Friedrich (1774–1850), was den Glanz der Universität weiter vermehrte und ihr den Beinamen »Prinzenuniversität« eintrug.[65]

62 Vgl. Pütter: *Versuch einer academischen Gelehrten-Geschichte*, Teil II (1788), S. 367–368.

63 Bekanntlich hatte sich auch der junge Goethe die Göttinger Universität als Studienort auserkoren und war nur auf Wunsch des Vaters nach Leipzig ausgewichen; vgl. Kap. II.3.2.

64 Typisch mag das Beispiel des Erbgrafen Carl zu Schaumburg-Lippe sein, der durch eine standesgemäße Ausbildung an der Göttinger Universität auf seine zukünftige Aufgabe als Landesherr vorbereitet werden sollte; vgl. Silke Wagener-Fimpel: *Das Göttinger Studienjahr des Erbgrafen Carl zu Schaumburg-Lippe (1779–1780)*, in: Stupor saxoniae inferioris: Ernst Schubert zum 60. Geburtstag, hrsg. von Wiard Hinrichs, Siegfried Schütz und Jürgen Wilke, Göttingen 2001 (= Beiträge zur Geschichte, Kunst und Kultur des Mittelalters, Bd. 6), S. 215–236.

65 Die Prinzen wohnten im Hause des Verlegers Dieterich und wurden dort von Lichtenberg unterrichtet. Während August Friedrich die Stadt bereits im Herbst 1788 wieder verließ, blieben Ernst August (ab 1837 König von Hannover) und Adolph Friedrich (ab 1816 Generalgouverneur von Hannover) bis Ostern 1791 in Göttingen.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Für die Entwicklung und den schnellen Erfolg der Göttinger Universität war nicht zuletzt die Universitätsbibliothek von immenser Bedeutung, deren Geschichte noch vor der offiziellen Inauguration begann.[66] Sie wurde von Anbeginn als ein zentraler Faktor für die wissenschaftlichen Aufgaben der Universität erkannt und unter der umsichtigen Leitung von Johann Matthias Gesner (Ltg. 1734–1761), Johann David Michaelis (Ltg. 1761–1763) und vor allem unter der fast fünfzigjährigen Leitung von Christian Gottlob Heyne (Ltg. 1763–1812) systematisch auf- und ausgebaut.[67] Sie machte die Stadt für auswärtige Professoren attraktiv und bildete nicht selten für Studenten das entscheidende Motiv für die Wahl des Studienortes.

Grundstock der Bibliothek im 18. Jahrhundert bildete 1734 die Schenkung der knapp 9000 Bände und 2000 Karten umfassenden Bibliothek des Großvogts Joachim Heinrich von Bülow an Georg II., darüber hinaus die Übernahme von gut 2000 Dubletten der kurfürstlichen Bibliothek in Hannover sowie die Buchbestände des aufgehobenen Göttinger Pädagogiums. 1770 erhielt die Bibliothek als Vermächtnis des Frankfurter Bürgermeisters, Musikers und Reiseschriftstellers Johann Friedrich Armand von Uffenbach dessen umfangreiche Privatbibliothek nebst einer mehr als 10 000 Blatt starken Kollektion von Kupferstichen und Handzeichnungen. Die ständige Erweiterung der Bibliothek war bestimmt von einer großzügigen und universalen Erwerbungspolitik, die alle Fächer gleichermaßen bediente und sich eng an den wissenschaftlichen Bedürfnissen der Professoren orientierte. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in der Zeit also, als Goethe die Bibliothek für die Arbeiten am historischen Teil seiner *Farbenlehre* nutzte, war die Bibliothek bereits auf ca. 150 000 Bände angewachsen.[68] Sie war damit eine der größten allgemein zugänglichen Bibliotheken und die erste deutsche Forschungsbibliothek von europäischem Rang. Ihr ursprünglicher Ort im zweiten Stock des Kollegiengebäudes erwies sich schon bald als zu beengt, so dass zunächst immer weitere Teile des Gebäudes hinzugenommen wurden, bis schließlich 1803 die bis dahin als Universitätskirche genutzte Paulinerkirche in die Bibliothek einbezogen wurde.[69]

Als besonders förderlich für die Forschung erwiesen sich neben den modernen Katalogisierungssystemen vor allem die benutzerfreundlichen Öffnungszei-

66 Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek vgl. aus der Fülle der Literatur insb. Karl Julius Hartmann und Hans Füchsel (Hrsg.): *Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek*, Göttingen 1937, Georg Schwedt: *Zur Geschichte der Göttinger Universitätsbibliothek. Zeitgenössische Berichte aus drei Jahrhunderten*, Göttingen 1983 sowie Elmar Mittler (Hrsg.): *700 Jahre Pauliner Kirche: vom Kloster zur Bibliothek*, Göttingen 1994, passim.

67 Zu Heyne vgl. neuerdings *Christian Gottlob Heyne. Werk und Leistung nach zweihundert Jahren*, hrsg. von Balbina Bäbler und Heinz-Günther Nesselrath, Berlin 2014 (= Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen, Neue Folge, Bd. 32).

68 Vgl. Kap. II.3.2.

69 Vgl. Kap. II.2.2.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ten und die in ihrer Zeit äußerst liberalen Ausleihbedingungen der Bibliothek. Bereits bei ihrer Einrichtung wurde verfügt, dass nicht nur wie üblich die Professoren, sondern auch die Studenten jederzeit freien Zugang erhalten sollten und – die Bürgschaft eines Professors vorausgesetzt – Bücher außer Haus entleihen konnten. Damit darf die Göttinger Universitätsbibliothek als die erste akademische Arbeitsbibliothek im modernen Sinn gelten.

2.4 Die Universität als Wirtschaftsfaktor

Der Stadt Göttingen, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mehr und mehr an Bedeutung verloren hatte und durch die verheerenden Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges zu einer bedeutungslosen Ackerbürgerstadt geworden war, bescherte die Gründung der Universität 1734 eine enorme wirtschaftliche Prosperität.[70] Umfangreiche Baumaßnahmen wurden vorangetrieben, um die notwendige städtebauliche und akademische Infrastruktur aufzubauen. Die wichtigsten Straßen im Zentrum wurden gepflastert, man benötigte ein Kollegienhaus, eine Bibliothek, einen botanischen Garten, ein anatomisches Theater, eine Sternwarte, eine akademische Reitbahn und vieles mehr, und nicht zuletzt Wohnraum für die Professoren und Studenten. Weniger durch die Professoren als durch die ungleich größere Gruppe der zumeist vermögenden Studenten wurde eine bis dahin in Göttingen nie gekannte Nachfrage nach Konsumgütern und Dienstleistungen ausgelöst. Bereits ein durchschnittlich situierter Student brachte jährlich zwischen 250 und 300 Reichstaler in Umlauf.[71] Zur Deckung dieses Bedarfs siedelte sich – unterstützt durch Darlehen und sonstige Privilegien und Fördermaßnahmen der Landesregierung – eine Vielzahl verschiedenster neuer Handwerks- und Gewerbebetriebe an. Charakteristisch für die ökonomische Struktur Göttingens im ausgehenden 18. Jahrhundert ist die vergleichende Beschreibung in Christoph Ludwig Albrecht Patjes *Abriß des Fabriken-, Gewerbe-, und HandlungsZustandes in den ChurBraunschweig-Lüneburgischen Landen* von 1796, die ihre Darstellung wie folgt zusammenfasst:

> »Wenn solchergestalt der GrosHandel in Göttingen, gegen andere Städte zu rechnen, nicht erheblich, SpeditionsHandel aber fast gar nicht vorhanden ist: So ist dahingegen der Detail-Handel desto lebhafter, indem die grosse Anzahl der hier Studierenden einen GeldsUmlauf verursachet, der wenigstens jährlich auf 200,000 Rthlr. anzuschlagen ist.«[72]

Hierdurch bewirkte die neue Universität einen grundsätzlichen Wandel in der städtischen Berufsstruktur und schlug als bedeutender Wirtschaftsfaktor zu Bu-

70 Vgl. Sachse: *Soziale Differenzierung* (1978), S. 16.

71 Vgl. Oberschelp: *Niedersachsen 1760–1820* (1982), Bd. 2, S. 204–207.

72 Christoph Ludwig Albrecht Patje: *Kurzer Abriß des Fabriken-, Gewerbe-, und HandlungsZustandes in den ChurBraunschweig-Lüneburgischen Landen*, Göttingen 1796, S. 272.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

che. Die negative Folge war eine wirtschaftliche Abhängigkeit der Bürgerschaft vom Wohlwollen der zahlenden Studenten, die ihre privilegierte Position oftmals ausnutzten, sich herablassend gegenüber den Stadtbürgern äußerten oder sich sogar zu Handgreiflichkeiten hinreißen ließen.[73] Ohnehin erzeugte die Konfrontation adeliger und gutbürgerlicher Studenten mit der einheimischen Bevölkerung immense soziale Spannungen. Die Göttinger verstanden es jedoch, sich im Laufe der Jahrzehnte mit unbedingtem Willen zu politischem und sozialem Frieden mit dieser Situation zu arrangieren.

Auch die soziale Struktur der Stadt Göttingen wandelte sich durch die Gründung der Universität grundsätzlich.[74] Zunächst etablierten sich die neuen Gruppen der Professoren und Studenten, die zum engsten Kreis der Universität zählten und auch als »cives literati« bezeichnet wurden. Den nichtgelehrten Personen aus dem weiteren akademischen Milieu der Universität wurde demgegenüber der Status von »cives illiterati« oder »Universitätsverwandten« zuerkannt.[75] Dazu zählten die Angehörigen der akademischen Verwaltung sowie Handwerker und Kaufleute, deren Tätigkeit mehr oder minder eng mit der Arbeit der Universität verknüpft war, wie etwa Buchdrucker, -binder und -händler, Zeichner, Kupferstecher, Apotheker, Chirurgen und Zahnbrecher. Die Universitätsverwandten trugen sich in eine besondere »Matricula illiteratorum« ein und genossen dafür die gleichen weitreichenden Privilegien und Freiheiten wie die Professoren, Dozenten und Studenten. So waren sie nicht der städtischen, sondern der erheblich toleranteren akademischen Gerichtsbarkeit verpflichtet.[76] Darüber hinaus unterstanden sie weder dem Zunftzwang noch der städtischen Gewerbeordnung und waren vom Bürgereid, von der Steuerpflicht, bisweilen von Postgebühren und in Kriegszeiten von der Einquartierungslast befreit.

Die rasante Expansion des Buch- und Verlagswesens, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vollzog und die die Verbreitung der Ideen der Aufklärung so entscheidend beförderte, lässt sich auch und gerade in Göttingen sehr früh und sehr deutlich beobachten.[77] Vor der Gründung der Universität besaß Göttingen keine reguläre Buchhandlung, und der alltägliche Bedarf an Druck-

73 Näheres zum Verhältnis von Studentenschaft und Stadtbürgern bei Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), S. 249–277. Bezeichnend für das Standesbewusstsein der Studentenschaft war der im Juli 1790 ausgetragene Konflikt mit den Handwerkergesellen, der in einem dreitägigen Studentenauszug kulminierte und schließlich mit einem Triumph der Studenten endete; vgl. Stefan Brüdermann: *Der Göttinger Studentenauszug 1790. Handwerkerehre und akademische Freiheit*, Göttingen 1991 (= Lichtenberg-Studien, Bd. 7).

74 Vgl. Elmar Mittler, Elke Purpus und Georg Schwedt (Hrsg.): *»Der gute Kopf leuchtet überall hervor«. Goethe, Göttingen und die Wissenschaft*, Göttingen 1999, S. 38.

75 Zum Status der Universitätsverwandten vgl. grundlegend Wilhelm Ebel: *Memorabilia Gottingensia. Elf Studien zur Sozialgeschichte der Universität*, Göttingen 1969, S. 132–148.

76 Vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), passim.

77 Zur Geschichte des Göttinger Verlagswesens vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 445–451 (von Carl Haase) sowie vor allem Paul Raabe: *Universität und Buchhandel. Göt-*

© V&R unipress GmbH, Göttingen

schriften konnte noch ohne Mühe durch den Ratsbuchdrucker Johann Friedrich Hager (1696–1764) gedeckt werden. Im Zuge der Universitätsgründung entstand jedoch eine stetig wachsende Nachfrage nach Büchern und Druckschriften aller Art, überdies benötigten die Professoren vor Ort leistungsfähige Verlage zur Veröffentlichung ihrer eigenen Schriften.[78] Gerlach Adolph von Münchhausen bemühte sich bereits vor der offiziellen Eröffnung der Universität intensiv darum, die Voraussetzungen für ein florierendes Buch- und Verlagswesens zu schaffen und damit zu einem fruchtbaren akademischen Klima beizutragen. Dazu gehörte vor allem die Tatsache, dass den Buchdruckern, -bindern und -händlern der Status von Universitätsverwandten zuerkannt wurde, was ihre Arbeit durch eine ganze Reihe von Sonderrechten wesentlich vereinfachte.

1734 ließ sich der aus Holland stammende Drucker und Verleger Abraham Vandenhoeck (1700–1750) in Göttingen nieder und erhielt aufgrund seiner qualitativ hervorragenden Arbeiten im darauf folgenden Jahr ein Privileg als Universitätsbuchdrucker, -buchhändler und -verleger. Nach dessen frühem Tod wurde der Verlag von seiner aus England stammenden Witwe Anna Vandenhoeck mit großem Erfolg weitergeführt und zu einem der führenden Verlage Deutschlands ausgebaut. Später teilte sie die Verlagsleitung mit dem ehemaligen Lehrling Carl Friedrich Günther Ruprecht (so entstand der bis heute verwendete Firmenname »Vandenhoeck & Ruprecht«), der den Betrieb nach dem Tod Anna Vandenhoecks 1787 bis zu seinem Tod 1816 allein weiterführte. In den Verlagskatalogen befanden sich unter anderem Werke fast aller bedeutender Gelehrter der verschiedenen Fakultäten der Universität. Seit den 1780er Jahren erschienen vereinzelt auch Musikalien. Durch den unvermittelt steigenden Bedarf an Druckerzeugnissen wurde Vandenhoecks Privileg aufgekündigt, und binnen kurzem siedelten sich zahlreiche weitere Drucker und Verleger in Göttingen an, etwa 1736 Johann Michael Fritsch, 1737 Johann Christoph Ludolph Schultze und Christian Heinrich Cuno, 1738 die »Königliche Universitätsbuchhandlung« von Michael Türpe, 1751 Victorin Bossiegel sowie 1752 Daniel Friedrich Kübler. Zwar konnte Vandenhoeck seine Vorherrschaft zunächst vor allem aufgrund der guten Geschäftskontakte nach Holland und England behaupten, doch verhüteten die kleineren Betriebe über längere Zeit eine Monopolstellung Vandenhoecks und garantierten damit eine größere Vielfalt des Verlagswesens.[79]

tingen im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Ders.: Bücherlust und Lesefreuden. Beiträge zur Geschichte des Buchwesens im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Stuttgart 1984, S. 36–50.

78 Vgl. Margrit Rollmann: *Der Gelehrte als Schriftsteller. Die Publikationen der Göttinger Professoren im 18. Jahrhundert*, Phil. Diss. Göttingen 1988.

79 Hierbei ist zu bedenken, dass Druck, Verlag und Vertrieb von Büchern seit etwa Mitte des 18. Jahrhunderts nicht mehr klar voneinander abzugrenzen sind und oftmals in ein und derselben Hand liegen.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756–1763) erwuchs der Vandenhoeckschen Buchhandlung mit der 1766 gegründeten Verlagsbuchhandlung des aus Gotha stammenden Druckers und Buchhändlers Johann Christian Dieterich (1722–1800) eine weitere ernstzunehmende Konkurrenz, die dem Göttinger Verlagswesen insgesamt einen deutlich spürbaren Aufschwung bescherte.[80] Dieterich erhielt die Privilegien eines Universitätsbuchhändlers und formte sein Unternehmen bald zu einem der leistungsfähigsten und angesehensten Verlage in Deutschland. Dort erschienen nicht nur fast sämtliche Schriften Lichtenbergs, der in Dieterichs herrschaftlichem und gastfreiem Hause lebte und mit dem Verleger freundschaftlich verbunden war, sondern auch zahlreiche prominente Werke anderer Göttinger Professoren sämtlicher Fakultäten, obendrein so erfolgreiche Publikationen wie seit 1770 der weithin bekannte *Göttinger Musenalmanach*, seit 1777 die *Göttingischen Anzeigen von gelehrten Sachen*, seit 1778 den *Goettinger Taschen-Calender*, sowie diverse schriftstellerische Produkte aus dem Umfeld des Göttinger Hainbundes. Als Buchhändler avancierte er darüber hinaus zum Hauptlieferanten der Universitätsbibliothek, die er mit den neuesten Druckerzeugnissen der Leipziger und Frankfurter Messen versorgte.

Damit war die Reihe der Verlage aber keineswegs zu Ende; auch im letzten Drittel des Jahrhunderts kamen noch weitere kleinere Unternehmen hinzu, etwa die von Johann Daniel Gotthelf Brose (ab 1786), Johann Friedrich Röwer (ab 1795) und Philipp Georg Schröder (ab 1797). Alles in allem firmierten in Göttingen laut Moses Rintels *Versuch einer skizzierten Beschreibung von Göttingen nach seiner gegenwärtigen Beschaffenheit* 1794 nicht weniger als 7 Buchhandlungen und -antiquariate, 16 Buchbindereien, 5 Papierhandlungen und 6 Druckereien mit insgesamt 25 Buchdruck- und Kupferpressen, während die Stadt gerade einmal 10 000 Einwohner zählte.[81] Die mit Abstand größten und bedeutendsten Verlagsbuchhandlungen waren jedoch nach wie vor diejenigen von Vandenhoeck und Dieterich.[82] Wenngleich Göttingen den verlegerischen Zentren Leipzig, Berlin oder Frankfurt/Main niemals ihren Rang streitig machen konnte, so entwickelte sich Göttingen doch im Ganzen genommen im Laufe des 18. Jahrhunderts zu einer der führenden Bücherstädte im Deutschen Reich.

80 Zu Dieterich vgl. Elisabeth Willnat (Hrsg.): *»Liebster, bester, einziger Freund«. Erinnerung an den Verleger, Buchdrucker und Buchhändler Johann Christian Dieterich (1722–1800)*, Mainz 2000.

81 Vgl. Rintel: *Versuch einer skizzierten Beschreibung* (1794), S. 199 sowie S. 211–213.

82 Auch Forkel verließ sich bei seinen in Göttingen veröffentlichten Kompositionen und Schriften ausschließlich auf das Renommee und die Erfahrung der beiden Lokalmatadore. Bei Dieterich erschienen die Sammlung *Herrn Gleims Neue Lieder* (1773), das Textbuch zum Oratorium *Hiskias* (1779) sowie sämtliche Ankündigungsschriften für die Akademischen Winter-Concerte (1779–1787); bei Vandenhoeck erschienen seine Erstlingsschrift *Ueber die Theorie der Musik* (1777), der Nachdruck seiner bereits 1779 bei Breitkopf in Leipzig erschienenen Sammlung *Sechs Clavier-Sonaten* (1783) und – möglicherweise ein Tribut an die 1787 verstorbene, aus England stammende Verlegerin – die *Vier und zwanzig Veränderungen auf das englische Volkslied: God save the King* (Göttingen 1791); vgl. die genauen Nachweise im Werkverzeichnis (Kap. VI).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Den durch die Universitätsgründung sprunghaft ansteigenden Bedarf an aktuellen Informationen in Form von Zeitungen und Zeitschriften befriedigte man in Göttingen zunächst durch die seit 1731 in Hamburg erschienene *Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unpartheyischen Correspondenten*, die aufgrund ihrer umfassenden und fundierten Berichterstattung überregional Maßstäbe setzte.[83] Seit 1750 erschienen in Hannover die *Hannoverschen Anzeigen*, die bald nach ihrer Gründung zum amtlichen Nachrichtenblatt des Landes avancierten und auch in Göttingen die wichtigste Informationsquelle bildeten. Erst 1793 erschien mit den *Hannöverischen politischen Nachrichten* erstmals im niedersächsischen Raum eine ernstzunehmende politische Zeitung, die über die Geschehnisse im europäischen Ausland informierte.[84] In Göttingen gab es in der hier interessierenden Zeit lediglich drei Zeitungen: Die *Göttingischen Anzeigen von verschiedenen den gemeinen Wesen bekannt zu machenden nöthigen und nützlichen Sachen* (erschienen 1768–1808, bis 1772 mit einer Beilage zur Unterhaltung und Belehrung), in der Franzosenzeit die Zeitung *Le Moniteur* (1807–1813) und das *Göttingische Wochenblatt* (1814).

Während Göttingen im Zeitungswesen nie wirkliche Bedeutung erlangte, nahm die Stadt im Bereich der Zeitschriften infolge der Universitätsgründung sehr bald die Führungsrolle ein. Hier gründeten sich 1739 die wöchentlich erscheinenden *Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen*, aus denen kurze Zeit später die *Göttingischen gelehrten Anzeigen* hervorgingen. Sie wurden seit 1747 von Albrecht von Haller, seit 1753 von Johann David Michaelis und von 1770 bis zu seinem Tod 1812 von Christian Gottlob Heyne redigiert und brachten ausschließlich Rezensionen von aktuellen Neuerscheinungen. Die Zeitschrift existiert unter dem Titel *Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen* noch heute und hat ohne Zweifel als bekannteste und wirkungsmächtigste Publikation der Stadt zu gelten. Darüber hinaus begründeten Georg Forster und Georg Christoph Lichtenberg 1780 das ähnlich enzyklopädisch angelegte *Göttingische Magazin der Wissenschaften und Litteratur*, das allerdings nur bis 1785 Bestand hatte. Neben diesen allgemeinwissenschaftlichen Zeitschriften erschienen in Göttingen eine Fülle theologischer, juristischer, medizinischer, philosophischer und naturwissenschaftlicher Fachperiodika.[85]

Mit den einheimischen Produkten allein war der Informationsbedarf keineswegs zu befriedigen; die Gelehrten verlangten darüber hinaus nach auswärtigen

83 Zum Zeitungswesen in Niedersachsen vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 451–464 (von Carl Haase), speziell zu Göttingen Eckhard Sürig: *Göttinger Zeitungen: Ein pressegeschichtlicher und bibliographischer Führer mit Standortnachweisen*, Göttingen 1985 (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs, Bd. 1).

84 Das Erscheinen der »Hannöverischen politischen Nachrichten« wurde bereits 1801 wieder eingestellt.

85 Vgl. Kap. V.2.1.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

und den wichtigen ausländischen Periodika.[86] Zum Zweck des kostengünstigeren gemeinsamen Zeitungsabonnements gründeten sich im ausgehenden 18. Jahrhundert wie allerorten auch in Göttingen privat organisierte Lesegesellschaften oder -zirkel. Lichtenberg berichtet 1781 in einem Brief in der ihm eigenen spöttischen Art von einer kommerziellen Gesellschaft, die Carl Friedrich Günther Ruprecht von der Vandenhoeckschen Buchhandlung organisierte und die nicht zuletzt durch ihr Angebot an ausländischen Zeitungen und Zeitschriften so erfolgreich war und derart viele Mitglieder zusammenzog, dass Lichtenberg die Exemplare »würklich zuweilen geviertelt« erhielt.[87] Solche mehr oder weniger fachbetonten Lesegesellschaften entstanden in der Folge noch häufiger – bis 1800 gab es in Göttingen neun Lesegesellschaften –, und sie wandelten sich aufgrund des Bedürfnisses zum gemeinsamen Diskurs über die aktuellen Zeitungsmeldungen bald zu wichtigen Zentren der gelehrten Geselligkeit und Konversation.[88]

Vor allem die immer unüberschaubarer werdende Flut unterhaltender Romane führte seit den 1760er Jahren allenthalben zur Etablierung gewerblicher, meist von Buchhändlern unterhaltenen Leihbibliotheken, durch die es den Interessenten möglich wurde, sich gegen einen geringen Jahresbeitrag wohlfeil mit modischem Lesestoff zu versorgen.[89] In Göttingen ist ein solches Institut 1771 erstmals aktenkundig geworden, doch wird es schon einige Jahre früher gegründet worden sein.[90] Diese Leihbibliothek unterschied sich von der eigentlichen Universitätsbibliothek unter anderem durch die Tatsache, dass ihr Benutzerkreis nicht auf Universitätsangehörige beschränkt war. Gleichwohl bedurfte sie zunächst einer Genehmigung der Universitätsleitung und stand auch dauerhaft unter der Aufsicht eines Professors, der die Auswahl der Literatur überwachte. Eine Leihbibliothek, die auch Musikalien im Sortiment führte oder gar auf solche spezialisiert war, hat es in Göttingen offenbar nicht gegeben.[91] Für einen regelrechten Musikalienleihhandel, wie er sich (zuweilen zum Leidwesen der Musikverleger) seit den 1770er Jahren allmählich in den größeren Städten entwickelte und für die Verbreitung

86 Zu den Lesegesellschaften und Leihbüchereien in Niedersachsen vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 470–475 (von Carl Haase). Zu den Verhältnissen in Göttingen, insb. auch zum Einfluss der Zensur vgl. Ebel: *Memorabilia Gottingensia* (1969), S. 149–162.

87 Georg Christoph Lichtenberg an Leopold Friedrich Günther von Goeckingk, Göttingen 25. Januar 1781, zit. nach Georg Christoph Lichtenberg: *Schriften und Briefe*, hrsg. von Wolfgang Promies, Bd. 4, München 1972, Neuausgabe Frankfurt/Main 1998, S. 406.

88 Vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 471 (von Carl Haase).

89 Vgl. allgemein Alberto Martino: *Die deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756–1914)*, Wiesbaden 1990 (= Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, Bd. 29).

90 Vgl. Ebel: *Memorabilia Gottingensia* (1969), S. 152. Um 1800 bestanden in Göttingen drei Leihbibliotheken nebeneinander; vgl. ebd., S. 160.

91 Vgl. Tobias Widmaier: *Der deutsche Musikalienleihhandel. Funktion, Bedeutung und Topographie einer Form gewerblicher Musikaliendistribution vom späten 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert*, Habil. Saarbrücken 1998. Widmaier kann in Göttingen erst ab 1861 ein solches Institut nachweisen; vgl. ebd., S. 161 und 270.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

von musikalischen Repertoires überaus bedeutsam wurde, fehlte in Göttingen das entsprechende Publikum. Wer Musikalien entleihen wollte, war daher auf private Kontakte oder auf die hannoverschen Leihinstitute der Hofmusiker Carl Ludwig Preuß (gegr. 1787) und Diederich Herschel (gegr. 1789) angewiesen.[92]

3 Das Musikleben in der Universitätsstadt

Als die Leipziger *Allgemeine musikalische Zeitung* im Jahre 1820 retrospektiv über den Zustand der Musik in Göttingen befand, zeichnete sie ein ausgesprochen düsteres Bild.[93] Die Musikpflege in der Leinestadt habe erst in den unmittelbar vergangenen Jahrzehnten eine gewisse überregionale Bedeutung erlangt, die Göttingen zwar alles andere als eine Vorreiterrolle, aber doch immerhin vorübergehend den Anschluss an die aktuelle musikalisch-stilistische Diskussion gebracht habe. Tatsächlich hatte die Stadt bis zum ersten Drittel des 18. Jahrhunderts keinerlei überregional bedeutsamen musikalischen Ereignisse vorzuweisen.[94] Zwar gab es seit dem Mittelalter eine geistlich-liturgische Musikpflege, seit dem 16. Jahrhundert einen Stadtmusikus sowie vermutlich seit dem 17. Jahrhundert eine Militärmusik, erst die Gründung der Universität 1734 jedoch bereitete den Boden für die Entfaltung einer höher qualifizierten Musikkultur. Der Aufstieg der Universität zog mithin den Aufstieg der Musikkultur in der Stadt insgesamt nach sich.

3.1 Akademische Musik

Charakteristisch für Göttingen sind die (sicherlich aus dessen geringer Größe resultierenden oder zumindest davon verstärkten) organisatorischen und personellen Verflechtungen zwischen Kirchen-, Schul-, Stadt-, Militär- und der neu hinzutretenden Universitätsmusik einerseits und deren partielles Konkurrieren andererseits. Demzufolge sind die verschiedenen musikalischen Sphären im Laufe des 18. Jahrhunderts immer weniger voneinander zu trennen.

Zur Gestaltung der studienfreien Zeit gehörten im 18. Jahrhundert neben Fechten, Tanzen, Zeichnen und Reiten ganz selbstverständlich auch musikalisch-praktische Aktivitäten.[95] Hierbei ist sehr genau zwischen privatem, halböffentlichem und öffentlichem Musizieren zu unterscheiden. Das Musizieren im kleinen pri-

92 Vgl. ebd., S. 65–66.

93 Anonym: *Einige Nachrichten über die Cultur der Musik in Göttingen*, in: AmZ, Nr. 50 vom 13. Dezember 1820, Sp. 838–843.

94 Vgl. Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG$_2$S, Bd. 3 (1995), Sp. 1552–1559.

95 Vgl. Walter Salmen: *Studentisches Musizieren um 1775*, in: Joseph Martin Kraus in seiner Zeit, hrsg. von Friedrich Wilhelm Riedel, München 1982 (= Studien zur Landes- und Sozialgeschichte der Musik, Bd. 5), S. 38–45.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

vaten Rahmen etablierte sich ganz selbstverständlich mit der Ankunft der ersten Studenten. Man traf sich in der Studierstube, sang mehr oder weniger anspruchsvolle (Studenten-)Lieder und begleitete sich dabei auf der Laute (ab 1770 zunehmend auf der »Guitarre«) oder dem Clavier. Letztere – also vor allem Clavichorde und Tafelklaviere, weniger die aus der Mode gekommenen Cembali oder die kostspieligen Hammerflügel – fanden in Göttingen überdurchschnittliche Verbreitung, seit der aus Thüringen stammende Clavierbauer Johann Paul Krämer 1772 hier seine Werkstatt eingerichtet hatte.[96] Für Studenten, die kein Instrument mitbringen oder aus finanziellen Gründen vor Ort erwerben konnten, bestand die Möglichkeit, sich gegen eine Gebühr von jährlich acht bis zehn Reichstalern eines zu leihen.[97] Diese privaten Musizierformen wurden allerdings seitens des Universitätskuratoriums generell als nutzlose, von den *studiis* ablenkende Zeit- und Geldverschwendung empfunden und argwöhnisch beobachtet, und nicht selten wurden musikalische Auftritte – etwa zur Verabschiedung von Kommilitonen – bereits im Vorfeld untersagt.[98] Jenseits dieser spontanen und vornehmlich geselligen Musizierformen bildeten sich aber bald auch privat organisierte Konzertvereinigungen wie die der Professoren Volborth und Pütter in halböffentlichem Rahmen, gegen die das Universitätskuratorium keine Einwände hatte, die aber nicht jedermann offen standen.[99]

Die Gründung des Collegium musicum

Die Geschichte der gleichsam offiziellen akademischen Musikpflege beginnt mit der Gründung des Collegium musicum der Universität im Jahre 1735 durch den Organisten und Komponisten Johann Friedrich Schweinitz (1708–1780).[100] Der aus Friedebach bei Pößneck (Thüringen) stammende Schweinitz besuchte zunächst das »Gymnasium Casimirianum« in Coburg, bevor er sich 1732 an der Universität Leipzig als Student der Rechte immatrikulierte.[101] Da er über eine beträchtliche musikalische Begabung verfügte, sondierte er sogleich die musikalischen Entfaltungsmöglichkeiten in Leipzig. Dort bestand seinerzeit – neben dem 1708 von Johann Friedrich Fasch gegründeten – ein zweites Collegium musicum,

96 Vgl. Kap. I.3.5 und II.3.2.

97 Vgl. Hochheimer: *Göttingen* (1791), S. 71.

98 Vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), S. 445–448.

99 Vgl. Kap. III.2.4.

100 Zu Schweinitz vgl. Garbe/Wiechert: *Johann Friedrich Schweinitz* (1989), S. 71–90, Bernd Wiechert: *Noch einmal: Johann Friedrich Schweinitz*, in: Göttinger Jahrbuch 41 (1993), S. 133–136 sowie Hans-Joachim Schulze: *Johann Friedrich Schweinitz, »A Disciple of the Famous Herr Bach in Leipzig«*, in: About Bach, hrsg. von Gregory G. Butler, George B. Stauffer und Mary Dalton Greer, Urbana u.a. 2008, S. 81–88.

101 Möglicherweise besuchte auch Forkel Jahrzehnte später das »Gymnasium Casimirianum« in Coburg; vgl. Kap. II.1.1.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

das bereits 1702 von Georg Philipp Telemann ins Leben gerufen und 1729 von Johann Sebastian Bach übernommen worden war. In dieser Zeit hat Schweinitz Bachs Unterricht genossen und vermutlich auch an den Konzerten des Bachschen Collegium musicum teilgenommen.[102]

Im Oktober 1735 wechselte Schweinitz an die »Georgia Augusta«, um sein Jurastudium abzuschließen. Da an der gerade erst sich etablierenden Universität kein Collegium musicum existierte, erbot er sich bereits wenige Wochen nach seiner Immatrikulation – an die Leipziger Erfahrungen anknüpfend – ein Collegium musicum aufzubauen. Wenngleich das Göttinger Universitätskuratorium nach Kräften danach strebte, jegliche Formen von studentischer Geselligkeit, Zerstreuung oder gar Luxus auf ein Minimum zu reduzieren, herrschte darüber Einvernehmen, dass die Lebensqualität und das Freizeitangebot einer Universitätsstadt dennoch eine nicht zu unterschätzende Rolle bei der Anwerbung qualifizierter Professoren und betuchter Studenten spielten.[103] Aus diesen Gründen billigte die Landesregierung Schweinitz' Ansinnen, und so erhielt die Universität noch vor ihrer offiziellen Inauguration ein eigenes Collegium musicum. Mit dieser Initiative begründete Schweinitz, der fortan den Titel eines »Akademischen Konzertmeisters« führen durfte, die akademische Musikpflege in Göttingen, die nun zur geistlichen, städtischen und militärischen Musikpflege hinzutrat und bis heute andauert. Parallel zur Leitung des Collegium musicum übernahm Schweinitz 1738 die Organistenämter an der Hauptkirche St. Johannis und an der Universitätskirche (Paulinerkirche). Beide Ämter gab er jedoch wieder ab, als er 1743 zum Stadtkantor an St. Johannis avancierte. Anfang 1750 wurde Schweinitz aufgrund seiner Verdienste der Titel »Director musices« zuerkannt – ein Privileg, das nachfolgenden Stadtkantoren versagt blieb.[104] Während Schweinitz die Leitung des Collegium musicum 1767 an den neuen Akademischen Konzertmeister Georg Philipp Kreß übergab, behielt er das Amt des Stadtkantors bis zu seinem Tod 1780.

Zum Collegium musicum zählte ein Chor und ein Kammerorchester aus Professoren und Studenten, das bei Bedarf von Stadtmusizi und Militärmusikern der Garnison unterstützt wurde. Mit diesem Ensemble begann Schweinitz seit 1736 regelmäßig sonnabends an wechselnden Orten Konzerte zu veranstalten. Da das Publikum während der Sommermonate Vergnügungen im Freien (etwa Piqueniques, Waldparthien oder Spazierfahrten) bevorzugte, beschränkten sich die Konzerte spätestens seit etwa 1767 auf die Zeit zwischen Michaelis (29. Sep-

102 Der vormalige Rektor der Leipziger Thomasschule Johann Matthias Gesner bezeichnete Schweinitz später als »Discipel von dem berühmten Herrn Bach in Leipzig«; vgl. Garbe/Wiechert: *Johann Friedrich Schweinitz* (1989), S. 88.

103 Zu diesem Zweck schuf man zum Beispiel einen Universitätsreitstall (1734–1736) und eine Promenadenanlage auf dem ehemaligen Befestigungswall (1763).

104 Zum Titel »Director musices« vgl. Joachim Kremer: *Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert. Untersuchungen am Beispiel Hamburgs*, Kassel u.a. 1995 (= Kieler Schriften zur Musikwissenschaft, Bd. 43), S. 144–149.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tember) und Ostern, wodurch sich dafür – wie in anderen Universitätsstädten auch – der Name »Akademische Winter-Concerte« allgemein einbürgerte.[105] Über die regelmäßigen Konzerte hinaus war das Collegium musicum auch für die musikalische Ausgestaltung akademischer Feiern zuständig. Schweinitz kam die Aufgabe zu, sein Collegium musicum anlässlich der offiziellen Inaugurationsfeierlichkeiten der Universität im September 1737 in der Paulinerkirche zu seinem ersten repräsentativen Auftritt zu führen. In diesem Rahmen erklang eine eigens von Schweinitz komponierte Kantate *Tag voller Anmuth, voller Pracht* (Textdichter unbekannt).[106]

Später scheint die musikalische Qualität der Akademischen Winter-Concerte gehobenen Ansprüchen nicht immer genügt zu haben. Der ehemalige Göttinger Student Johann Georg Bärens beurteilt in seiner *Kurtzen Nachricht von Göttingen* aus dem Jahr 1754 die Qualität der Konzerte eher negativ:

> »Was die Gesellschaften anbetrift, so kann man Sonntags bey allen angesehenen Leuten und Professoribus Caffee-Visiten geben und von ihnen wieder erhalten, mit Frauenzimmern hält es aber einen Umgang zu bekommen, wenn man sie nicht bey dieser Gelegenheit oder auch etliche wenige von ihnen in dem wöchentlichen öffentlichen Concert, wo aber die Music sehr mittelmäßig ist, ungefehr antrift, sehr schwer, weil sie sich für der hier in Göttingen vorzüglich herrschenden Medisance gar sehr in Acht zu nehmen haben.«[107]

Bemerkenswerterweise unterstreicht Bärens den gesellschaftlich-sozialen Aspekt der Konzerte, bei denen die Aufführung von Musik zuweilen von den Studenten eher in Kauf genommen worden zu sein scheint, um eine der raren Gelegenheiten zu nutzen, mit der einheimischen Damenwelt in Kontakt zu gelangen.

Georg Philipp Kreß

Im Jahr 1767 übergab Schweinitz die Leitung des Collegium musicum und damit die Organisation und künstlerische Leitung der Akademischen Winter-Concerte an den Akademischen Konzertmeister Georg Philipp Kreß (1719–1779), der dieses Amt bis zu seinem Tod verwaltete.[108] Kreß wurde 1719 in Darmstadt geboren, sein

105 Der Begriff »Akademisches Konzert« war stets universitären Konzerten vorbehalten und ist nicht zu verwechseln mit dem weiter gefassten Begriff »Musikalische Akademie«, der sowohl eine Konzertvereinigung als auch eine separate Konzertveranstaltung meinen konnte.

106 Vgl. Engmann/Wiechert: *»Tag voller Anmuth, voller Pracht«* (1991), S. 61–96.

107 Johann Georg Bärens: *Kurtze Nachricht von Göttingen*, hrsg. von Ferdinand Frensdorff unter dem Titel »Ein Bericht über Göttingen, Stadt und Universität, aus dem Jahre 1754«, in: Jahrbuch des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung, Bd. 1 (1908), Göttingen 1909, S. 43–117, das Zitat S. 109.

108 Zu Kreß vgl. Elisabeth Noack: *Musikgeschichte Darmstadts vom Mittelalter bis zur Goethezeit*, Mainz 1967 (= Beiträge zur mittelrheinischen Musikgeschichte, Bd. 8), S. 200, 212 und 221–223, Günter Hart: *Georg Philipp Kreß (1719–1779)*, in: Mf 22 (1969), S. 328–334 (dem Noacks Arbeit offensichtlich entgangen war) sowie Elisabeth Noack: *Zu Günter Harts Aufsatz Georg Philipp Kreß. Berichtigung und Ergänzung*, in: Mf 23 (1970), S. 191–192. Da die genannte Literatur nur spärliche

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Vater Johann Jakob Kreß (um 1685–1728) war Kammermusiker und später Konzertmeister der Darmstädter Hofkapelle und zudem ein ambitionierter Komponist.[109] Einziger Gevatter und Namensgeber bei der Taufe am 10. November 1719 war kein Geringerer als Georg Philipp Telemann.[110] Da Kreß seine Eltern bereits im Kindesalter verlor, wuchs er vermutlich in Telemanns Haushalt in Hamburg auf; dafür spräche ferner, dass er 1732 in die Quarta des Hamburger Johanneums eintrat. Es ist möglich, dass Telemann den frühen Unterricht im Geigenspiel, den Kreß von seinem Vater erhalten hatte, in Hamburg fortgesetzt hat. Wo sich Kreß in den folgenden Jahren aufhielt, liegt derzeit noch im Dunkeln.[111] 1744 finden wir ihn schließlich als Mitglied der Hofkapelle in Schwerin, die er 1747 im Rang eines Konzertmeisters wieder verließ. In diesem Jahr folgte er einem Ruf als Konzertmeister nach Göttingen, wo er unter Schweinitz im Collegium musicum musizierte. Doch hielt es ihn vorerst nicht lange in der Universitätsstadt. Bereits am 21. Februar 1748 trat er eine Stellung als Konzertmeister am Hof des musikliebenden Herzogs Friedrich Carl (1706–1761) in Plön an, die er bis zum 1. Juli 1751 behielt.[112] Am 15. April 1752 konzertierte Kreß in Lübeck. In der Hansestadt waren bereits in den 1730er Jahren von dem Marienorganisten und Komponisten Johann Paul Kunzen (1696–1757) öffentliche »Winterkonzerte« eingerichtet worden, und es ist durchaus möglich, dass Kreß in diesem Rahmen in Erscheinung getreten ist.[113] Aus einem anonymen, geradezu hymnischen Abschiedsgedicht *An Herrn Concertmeister Kreß* in den *Lübeckischen Anzeigen* vom 15. April 1752 geht hervor, dass Kreß in Lübeck einen enormen Eindruck hinterlassen hatte.[114] Danach war er vermutlich ein zweites Mal als Konzertmeister in Göttingen tätig.

---

und zudem ausgesprochen widersprüchliche biographische Daten bietet, wird im Folgenden versucht, Kreß' Lebensweg wenigstens in groben Zügen nachzuzeichnen.

109 Näheres zu Johann Jakob Kreß bei Noack: *Musikgeschichte Darmstadts* (1967), S. 200.

110 Vgl. Hart: *Georg Philipp Kreß* (1969), S. 329.

111 Möglicherweise hielt sich Kreß zwischenzeitlich noch einmal in seiner Vaterstadt auf, worauf ein mit »G[iorgio]. F[ilippo]. Kreß a Darmestatt« signiertes Trio hinweist; vgl. Noack: *Musikgeschichte Darmstadts* (1967), S. 223.

112 Vgl. Joachim Kremer: *Telemanns Beziehungen zum Plöner Hof unter Herzog Friedrich Carl (1729–1761)*, in: Telemann-Beiträge, Abhandlungen und Berichte, 3. Folge, hrsg. von Wolf Hobohm und Brit Reipsch, Oschersleben 1997 (= Magdeburger Telemann-Studien, Bd. 15), S. 28–63, hier S. 33.

113 Vgl. Arnfried Edler: *Der bürgerliche Konzertbetrieb im 18. Jahrhundert*, in: Studien zur Musikgeschichte der Hansestadt Lübeck, hrsg. von Arnfried Edler und Heinrich W. Schwab, Kassel u.a. 1989 (= Kieler Schriften zur Musikwissenschaft, Bd. 31), S. 103–113.

114 »Du schwingst den Arm und schaffst Blitzschnelle Zaubertöne, | Von nie erfundner Kunst von unschätzbarer Schöne. | So zärtlich reizend sang und spielte nicht Sirene, | Nicht Gott, nicht Held, nicht Mensch im Reiche der Poeten. | Du änderst Sachen in der Welt: | Aus straffen Därmern machst du schwirrend helle Flöten; | Den Klotz verwandelst Du, daß ihm Dein Spiel gefällt; | O warum machst Du nicht, daß Lübeck Dich behält?« In: *Lübeckische Anzeigen*, 15. Stück vom 15. April 1752, S. 58; vgl. Michael Roske: *Studie zur Entwicklungsgeschichte des privaten Musikunterrichts*, Wolfenbüttel 1978 (= Schriften zur Musikpädagogik, Bd. 5), S. 126–127. Demzufolge sind die biographischen Angaben bei Hart (*Georg Philipp Kreß*, 1969) und Noack (*Zu Günter Harts Aufsatz Georg Philipp Kreß*, 1970) um Kreß' Aufenthalt in Lübeck zu ergänzen.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

Kreß kehrte 1755 nach Schwerin zurück und wurde dort am 21. Mai erneut als Konzertmeister angestellt. Elf Jahre darauf hielt er sich, von seinem Dienstherrn beurlaubt, abermals einige Monate in Göttingen auf, um Unterricht und Konzerte zu geben – vermutlich auch, um sich einmal mehr als Konzertmeister zu empfehlen. Aus einer Eingabe des musikliebenden Juristen Johann Stephan Pütter an den Universitätskurator Münchhausen vom 19. November 1766 geht hervor, dass Kreß bereits »vor einigen Jahren« (vermutlich zwischen 1752 und 1755) auf Pütters Vorschlag hin eine mehrjährige Pension von 60 Reichstalern von der Universitätsleitung erhalten hatte. Weiter heißt es dort:

> »Dieser Mann ist seitdem am Mecklenburg-Schwerin'schen Hofe als erster Violinist in Dienst getreten, vorjetzo aber mit Urlaub seines Herrn bis auf bevorstehende Weynacht hier, und giebt die Zeit über einigen Herren Unterricht auf der Violine, wohnet auch wöchentlich einem Concert bey, das in der Krone Mittwochs Abends von 7. bis 10. Uhr gehalten wird, und sehr gut eingerichtet ist.
>
> Weil er nun um Weynachten wieder nach Schwerin zurück muß; so wird von vielen der hier studirenden Herren, als unter andern: Herrn von Busch; Herrn von Hardenberg; Herrn von Bornen; Herrn von Grote, u.s.w., der Wunsch geäußert, daß Herr Kreß wieder mittelst einer Pension bewogen werden möchte, hie zu bleiben.
>
> Dieser zeigt sich auch ganz geneiget dazu, begehret aber jetzt eine Pension von 150 Rthlr. Und weil er doch noch nach Schwerin reisen müßte, um seinen Abschied zu bewürken, und seine Familie abzuholen, so macht er auch desselben eine Forderung von 100 Rthlr. zu dieser Reise Kosten.«[115]

Dieser Eingabe seines einflussreichen Fürsprechers Pütters, der geschickt einige Studenten aus alten hannoverschen Adelsgeschlechtern anführte, hatte Kreß es offenbar zu danken, dass er in Schwerin nun endgültig seinen Abschied nehmen und mitsamt seiner Familie dauerhaft nach Göttingen übersiedeln konnte. Kreß' formelle Bestallung als Konzertmeister in Göttingen erfolgte am 23. November 1766, woraufhin er am 24. Juni 1767 in Schwerin entlassen wurde.[116] Am 14. Mai 1768 wurde er an der Göttinger Universität immatrikuliert – freilich nicht als Student, sondern um als Angehöriger der Universität ausgewiesen zu sein. Der in Pütters Eingabe erbetene Reisezuschuss war um die Hälfte reduziert worden, und auch statt der geforderten 150 Reichstaler Pension (»Licent-aequivalent«) waren nur 100 bewilligt worden, die erst 1769 um eine Zulage von 20 Reichstalern auf 120 Reichstaler angehoben wurden. Diese vergleichsweise geringen Einnahmen standen dem Umzug jedoch nicht im Wege, denn Kreß konnte schließlich auf erhebliche Nebeneinnahmen aus privaten Unterrichtsstunden hoffen. Durch seine wiederholten Aufenthalte war Kreß in Göttingen gut bekannt, so dass die ökono-

115 Zit. nach Hart: *Georg Philipp Kreß* (1969), S. 330; dort auch ein vollständiger Abdruck der Eingabe.

116 Folglich können sich Kreß und Forkel in Schwerin nicht begegnet sein, da Kreß bereits seit einigen Monaten in Göttingen war, als Forkel am 28. Juli 1767 seine Stellung als Präfekt des Schweriner Domchores antrat.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

mischen Chancen und Risiken eines solchen Wechsels für ihn und seine Familie inzwischen kalkulierbar gewesen sein werden.

Bei dem Versuch, Kreß' künstlerische und pädagogische Qualifikation zu beurteilen, ist man auf wenige zeitgenössische Quellen beschränkt. Ein Zeugnis über die Akademischen Winter-Concerte findet sich in einem Brief von Johann Heinrich Voß vom 5. November 1772 an seinen Freund Brückner. Voß schilderte ausführlich das Göttinger Studentenleben und vergaß dabei auch die Musik nicht:

> »Alle Mittwochen von 8 – 10. wird im Winterauditorio ein groß Concert gehalten, welches jeden 10 Rtl: kömmt. Boie hats mir frey verschafft. Hier werden nun die vortrefflichsten Stücke aufgeführt, und nächstens soll es Alexanders Fest werden, welches Ramler nach der Composition Händels aus Dryden übersetzt hat.«[117]

Einige weitere Hinweise sind einem auf Kreß' Ansuchen von dem Juraprofessor und damaligen Prorektor Christian Friedrich Georg Meister (1718–1782) ausgestellten Zeugnis vom 25. September 1775 zu entnehmen. In dem Zeugnis, das freilich bereits aufgrund seiner Textsorte mit Skepsis zu lesen ist, heißt es:

> »Demnach der hiesige Concertmeister Georg Philipp Kreß angesucht, ihm darüber, daß er bey seinen Unterweisungen und Lectionen auf der Violin und Violoncello keinen Fleiß gespahrt, auch übrigens die Eigenschaften eines geschickten Concertmeisters besitze, mit einem glaubwürdigen Zeugniß an Handen zu geben: und denn bekanntermaßen derselbe nicht nur bisher auf ernennten Instrumenten, die er nach dem Urtheile der Kenner mit ungemeiner geschicklichkeit spielet und deswegen in einem ausgebreitetem Ruhme stehet, mit vorzüglichem Fleiße gründlichen Unterricht ertheilet hat, sondern auch das ihm anvertraute Amt eines Concertmeisters, mit Würdigkeit und Beyfall bekleidet«.[118]

Eine weitere Quelle, die obendrein über Kreß' Qualifikation als Interpret und Komponist Auskunft gibt, ist der Artikel in Ernst Ludwig Gerbers *Historisch-biographischem Lexicon der Tonkünstler* (Leipzig 1790), der zwar mit »Kreß (Georg Friedrich)« überschrieben ist, aber gewiss Georg Philipp Kreß meint.[119] Dort heißt es:

> »Er hatte viel Fertigkeit auf seinem Instrumente, aber einen etwas rauhen Ton und üblen Humor. ›Wollt ihr musikalische Rodomontaden [Aufschneidereien, A.F.] hören‹, sagt der Verfasser des Almanachs 1782, ›so geht hin, und hört *Kreß* in Göttingen. Durch ein ewiges *Tempo*

117 Johann Heinrich Voß an Ernst Theodor Johann Brückner, Göttingen 26. Oktober bis 19. November 1772 (D-KIl: Cb 4.54:6, S. 7).

118 Zit. nach Noack: *Musikgeschichte Darmstadts* (1967), S. 222; vgl. auch die partiell abweichenden Transkriptionen des Zeugnisses bei Hart: *Georg Philipp Kreß* (1969) S. 332 und Roske: *Studie zur Entwicklungsgeschichte des privaten Musikunterrichts* (1978), S. 126.

119 GerberATL, Bd. 1 (1790), Sp. 758. Die unzutreffenden Vornamen bei Gerber beruhen offenbar auf einer Umschrift der italianisierten Kürzel »G. F.« in »Georg Friedrich« statt korrekt in »Giorgio Filippo« und erscheinen auch noch in MGG; vgl. Friedrich Noack: Art. »*Johann Jakob Kress*«, in: MGG, Bd. 7 (1958), Sp. 1768.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

rubato machte er jede Komposition unkenntlich, und benimmt ihr allen Ausdruck. Seine eigene Kompositionen sind steif, hölzern, ohne Sang.‹«[120]

Was die zentrale Aufgabe des Akademischen Konzertmeisters, die Organisation und künstlerische Leitung der Akademischen Winter-Concerte angeht, zeigte sich offenbar bald, dass Kreß das von Schweinitz vorgegebene musikalisch-künstlerische Niveau in den zwölf Jahren seiner Leitung nicht aufrechtzuerhalten vermochte.

3.2 Kirchen- und Schulmusik

Nach der Gründung der Universität 1734 fielen die Aufgaben des Pädagogiums dem neu eingerichteten städtischen Gymnasium (Stadtschule) zu, das seine Unterrichtsräume in der sogenannten »Alten Münze« neben dem Barfüßerkloster einrichtete.[121] Gleichwohl blieben die strukturellen und personellen Beziehungen zwischen Universität und Stadtschule sehr eng, so dass die Schule im Zuge der Aufklärung von den bildungspolitischen Reformbestrebungen und den wissenschaftlichen Erfolgen der Universität profitieren konnte. Dies ist zunächst eng mit dem Wirken des Philologen Johann Matthias Gesner verknüpft. Gesner, der 1734 als der erste Professor an die Göttinger Universität berufen worden war, wurde 1737 zum Inspektor der höheren Schulen des Landes eingesetzt. In dieser Funktion gründete Gesner im darauf folgenden Jahr an der Universität das erste philologische Seminar zur Lehrerausbildung und entwarf darüber hinaus im gleichen Jahr eine von neuhumanistischen Ideen getragene *Schulordnung vor die Churfürstlich-Braunschweig-Lüneburgische Lande*, die das höhere Schulwesen im gesamten Kurfürstentum Hannover reorganisierte und auch für die Göttinger Stadtschule verbindlich wurde.[122] In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts setzte sich der Lehrkörper der Stadtschule aus dem Direktor, dem Konrektor, dem Subkonrektor, dem Kantor sowie drei weiteren Lehrern für die unteren Klassen zusammen, wo-

120 GerberATL, Bd. 1 (1790), Sp. 758. Auf welchen »Almanach 1782« sich Gerber hier bezieht, ist unklar. Die zitierte Formulierung stammt weder aus Forkels *Musikalischem Almanach für Deutschland auf das Jahr 1782*, wie Noack (*Musikgeschichte Darmstadts*, 1967, S. 221–222) und Hart (*Georg Philipp Kreß*, 1969, S. 333) behaupten, noch aus der von Carl Ludwig Junker herausgegebenen Parodie *Musikalischer Almanach auf das Jahr 1782*, Alethinopel 1782. Elisabeth Noack, die einige der in Rostock (D-ROu) und Schwerin (D-SWl) erhaltenen Orchester- und Kammermusikwerke von Kreß gesichtet hat, bewertet diese gleichermaßen als »nicht besonders wertvoll«; vgl. Noack: *Musikgeschichte Darmstadts* (1967), S. 222.

121 Zur Entwicklung der Stadtschule vgl. Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), passim. Direktoren der Stadtschule: 1734–1753 Johann Christoph Leonhard, 1754–1773 Johann Rudolf Wedekind, 1773–1803 Jeremias Nicolaus Eyring, 1803–1830 Johann Friedrich Adolph Kirsten.

122 Vgl. Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), S. 26.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

bei sich die Schülerzahl auf etwa 200 summierte.[123] Unter den Lehrern befanden sich namhafte Gelehrte, etwa der Sprachwissenschaftler Georg Friedrich Grotefend (1775–1853), der durch die Entzifferung der Keilschrift bekannt geworden ist.

Die Musikerziehung an der Stadtschule fiel weiterhin traditionell in den Kompetenzbereich des Stadt- bzw. Figuralkantors. Von diesen sind namentlich bekannt:

1737–1739	Friedrich Christian Grumming
1739–1743	nicht zu ermitteln
1743–1780	Johann Friedrich Schweinitz (1708–1780)
1781–1796	Carl Friedrich Rudorf (um 1749–1796)

Tabelle 2: Stadt- bzw. Figuralkantoren der Stadtschule (1737–1796)[124]

Als die prägende Figur im Amt des Stadt- bzw. Figuralkantors der Göttinger Stadtschule ist Johann Friedrich Schweinitz zu sehen.[125] Schweinitz war bereits seit 1735 als Akademischer Konzertmeister tätig und versah darüber hinaus seit 1738 die Organistenämter an St. Johannis und an der Universitätskirche. 1743 legte er seine Organistenämter nieder und begann stattdessen seine Arbeit als Stadt- bzw. Figuralkantor, die er fast vier Jahrzehnte fortführte.[126] Bis zur Übergabe des Akademischen Konzertmeisterpostens an Georg Philipp Kreß 1767 lag damit die Leitung sowohl der gesamten Universitäts- als auch der gesamten Kirchenmusik in Schweinitz' kundigen Händen.[127]

Vergleicht man die wirtschaftliche Situation innerhalb des Lehrerkollegiums der Stadtschule um 1760 (also zu Schweinitz' Amtszeit), so fällt der herausgehobene Status des Kantors ins Auge.[128] Während der Kantor nach seinen unveränderlichen Grundeinkünften – seiner hierarchischen Position im Kollegium entsprechend – etwa im Mittelfeld rangierte, erreichte er im Ganzen betrachtet etwa das Einkommensniveau des Direktors. Verantwortlich dafür waren die Akziden-

123 Vgl. ebd., S. 52–54.

124 Vgl. Heumann: *Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen*, Theil 3 (1738), Viertes Buch, Kap. 3: Von denen Professoribus und übrigen Lehrern des Göttingischen Gymnasii, S. 209–258, insb. S. 248–256.

125 Zu Schweinitz vgl. Kap. I.3.1.

126 Der Singechor der Stadtschule war 1747 etwa 30 Mitglieder stark; vgl. Pannenborg: *Zur Geschichte des Göttinger Gymnasiums* (1886), S. 51 sowie Bielefeld: *Zur Geschichte der evangelischen Kirchenmusik in Göttingen* (1991), S. 16.

127 Die These, Schweinitz habe mit der Übernahme des Stadtkantorenamtes 1743 in seiner Person »die Oberaufsicht über die akademische, städtische und kirchliche Musik« vereinigt, ist nur teilweise zutreffend, da sie die wichtige Funktion des Stadtmusikus übersieht; vgl. Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG_2S, Bd. 3 (1995), Sp. 1553.

128 Vgl. Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), S. 53–55. Kunsts Berechnungen beziehen sich auf das Jahr 1760, aus dem allein vollständige Angaben vorliegen.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

zien, die sich aus den mit dem Kirchendienst verbundenen Leichengebühren, den Schulgeldern für private Sing- und Schreibstunden und weiteren kleinen Vergünstigungen zusammensetzten und mehr als die Hälfte der Gesamteinkünfte ausmachten.[129]

Die Trennung des Schulunterrichts vom Kantorat

Als Nachfolger von Schweinitz wurde am 3. April 1781 Carl Friedrich Rudorf (um 1749–1796) eingeführt.[130] Rudorf, der die Stelle über fünfzehn Jahre innehatte, war wie gewöhnlich zunächst Kantor an St. Johannis und erteilte zugleich Latein- und Religionsunterricht in der Tertia sowie Schreibunterricht in den unteren Klassen der Stadtschule. Nach dem Tode Rudorfs am 13. Juli 1796 entbrannte um die Neubesetzung der Stadtkantorenstelle ein Konflikt zwischen dem Stadtrat und der Landesregierung, die den Stellenwechsel zu einer grundlegenden Diskussion über eine Neuordnung des Kantorats nutzte.[131] Weil aufgrund der Verknüpfung der Kantorenstelle mit dem Latein- und Religionsunterricht an der Stadtschule keine kirchenmusikalisch qualifizierten Stellenbewerber erwartet werden konnten, war es das Anliegen der kurhannoverschen Landesregierung, die tradierte Unterrichtsverpflichtung des Stadtkantors in der Tertia aufzuheben – vor allem dann, wenn es sich um nichtmusikalische Fächer handelte. Die Regierung setzte sich mit ihren progressiveren Vorschlägen gegen den Rat zumindest teilweise durch und verfügte, dass zwei neue Lehrkräfte zur Übernahme des Latein- und Religionsunterrichts in der Tertia eingestellt werden sollten. Der neue Kantor Ludwig Bötticher (auch »Bötcher« und »Böttcher«) hatte zukünftig lediglich noch einige Deutschstunden zu erteilen, außerdem oblagen ihm wie gehabt sämtliche Singstunden und die Leitung des Schulchores. Das Grundgehalt des Kantors wurde um insgesamt 75 Reichstaler gekürzt; von der Summe wurde einer der beiden neu eingestellten Lehrer entlohnt.[132] Zur klaren Definition und Abgrenzung

129 Diese Beobachtung deckt sich im Wesentlichen mit den Gegebenheiten in anderen norddeutschen Städten; vgl. Kremer: *Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert* (1995), S. 336–356.

130 Vgl. die Notiz in Jeremias Nicolaus Eyring: *Pädagogisches Jahrbuch*, 2. Stück Göttingen 1781, S. 70–71: »Nachdem Herr Musikdirector *Joh. Fr. Schweinitz* am 10. Juli 1780 zu Pyrmont verstorben, ist das dadurch erledigte Lehramt an der Mittel-Schule, einem sehr würdigen Manne, Herrn *Carl Friedr. Rudorf* übertragen worden. Die Einführung geschieht am 3 Apr. 1781.«; vgl. auch den lateinischen Nachruf auf Schweinitz (ebd., 3. Stück Göttingen 1783, S. 1–41).

131 Zum Folgenden vgl. Stadtarchiv Göttingen: Altes Archiv, Paket 1933, Nr. 91, Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), S. 226–229 sowie Kasel: *Das Kantorat in der Modernisierung der Stadtkultur* (2008), hier vor allem S. 190–203.

132 In Göttingen war zwischen 1738/40 und 1809 sowie zwischen 1814 und 1818 die »Cassen-Münze« im Umlauf, bei der dem Reichstaler 36 Mariengroschen zu je 8 Denaren (Pfennigen) entsprachen, sie wurde 1819 von der »Conventions-Münze« abgelöst, bei der dem Reichstaler 24 Gute Groschen zu je 12 Denaren entsprachen. In der Franzosenzeit zwischen 1809 und 1813 galt der Franc zu 100 Centimes; vgl. Günther Meinhardt: *Münz- und Geldgeschichte der Stadt Göttingen von den An-*

© V&R unipress GmbH, Göttingen

der Aufgabenbereiche des Kantors und der Hilfslehrer erließ die Landesregierung am 28. Dezember 1796 einige »Regulative«, in denen die Trennung des Schulunterrichts vom Kantorat klar und unmissverständlich festgeschrieben wurde:

> »Dem Cantor Böttcher wird besonders bey dieser Gelegenheit noch zu eröfnen seyn, dass die beyden angestellten Collaboratoren völlig von ihm unabhängige Lehrer sind, er sie folglich gar nicht als seine Vicarien betrachten darf und auf immer der Unterricht in der Religion und der lateinischen Sprache von den Functionen des Cantorats getrennt bleiben soll«.[133]

Damit war die traditionelle Verknüpfung des Stadtkantorats an St. Johannis mit dem Lehreramt in der Tertia der Stadtschule de facto aufgehoben.[134]

Versucht man, diese Debatte musikhistorisch zu kontextualisieren, so ist deutlich, dass die kurhannoversche Landesregierung in der zentralen Frage nach der Trennung des Kantorats vom Schuldienst die progressivere Position vertrat, während der Göttinger Stadtrat in überkommenen Strukturen verharrte. Die zunehmende Konzentration und Spezialisierung der Kantoren auf die kirchenmusikalischen Aufgabenbereiche entsprach der allgemeinen Tendenz seit der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie sie sich am prominentesten in den Biographien Johann Sebastian Bachs oder Georg Philipp Telemanns spiegelt.[135] Mit der immer schärferen Separierung von Schule und Kirche gegen Ende des Jahrhunderts verstärkte sich diese Entwicklung weiter. Die Neubesetzung der vakanten Stadtkantorenstelle stand nun unter gänzlich neuen Auspizien. Durch die Spezialisierung des Kantors auf die geistliche Musikpflege in St. Johannis waren musikalisch weitaus qualifiziertere Anwärter für die Nachfolge Rudorfs zu erwarten. Insgesamt sieben Bewerbungen gingen beim Stadtrat ein.[136] Das Auswahlverfahren zog sich aufgrund der Neuordnungsdebatte sowie interner Auseinandersetzungen über den Modus des Verfahrens quälend lange hin, bis die Wahl schließlich auf den aus Harburg stammenden Ludwig Bötticher fiel, der zuvor als Chorpräfekt an St. Michaelis in Lüneburg gewirkt hatte und bis zu seinem Tod 1838 im Amt blieb.

In der Zeit der Franzosenherrschaft (1807–1813) wirkten sich die umfassenden Reorganisationsmaßnahmen auch auf die Schulen im Königreich Westfalen aus, zu dem Göttingen als Hauptstadt des »Leine-Départements« gehörte.[137] Nach den Vorstellungen der französischen Verwaltung sollte der schulische Unterricht fortan weitgehend vereinheitlicht, zentralistisch organisiert und auf technische, ökonomische und vor allem militärisch relevante Lerninhalte konzentriert wer-

fängen bis zur Gegenwart, Göttingen 1961 (= Studien zur Geschichte der Stadt Göttingen, Bd. 2), S. 127–151.

133 Vgl. Stadtarchiv Göttingen: Altes Archiv, Paket 1933, Nr. 91.

134 Auch Forkel trat später vehement für eine solche Trennung ein; vgl. Kap. V.2.4.

135 Näheres bei Kremer: *Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert* (1995), insb. S. 265–314.

136 Zum Folgenden vgl. Kasel: *Das Kantorat in der Modernisierung der Stadtkultur* (2008), S. 129–131 und 196–203.

137 Vgl. Kunst: *Die Entwicklung der allgemeinbildenden Schulen in Göttingen* (1984), S. 253–268.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

den. Im Falle Göttingens beabsichtigte man aufgrund der bestehenden Universität zunächst die vollständige Schließung der Stadtschule, die von Heyne mit knapper Not verhindert werden konnte. In der Folge wurden unter dem seit 1803 amtierenden Direktor Johann Friedrich Adolph Kirsten und dem Konrektor Ernst Karl Friedrich Wunderlich (beides Schüler Heynes) 1811 umfangreiche Reformpläne erarbeitet. Diese Pläne erwiesen sich jedoch im konkreten Fall als nicht praktikabel, so dass die Zentralisierungsbestrebungen der französischen Verwaltung letztlich ohne Erfolg blieben. Nach dem Ende der französischen Herrschaft wurden die vorher bestehenden Verhältnisse in Göttingen restauriert. Die Inspektion über das Schulwesen des Landes ging zwei Jahre nach dem Tod Heynes an dessen Schwiegersohn, den bedeutenden Historiker Arnold Hermann Ludwig Heeren (1760–1842) über. Heeren entwarf 1815 eine neue Schulordnung, die bis 1827 Bestand behielt. Obschon Heeren ebenfalls ein Schüler Heynes war, so ist dennoch auffällig, dass die Anteile der musischen Lerninhalte gegenüber den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern deutlich an Bedeutung verloren.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die Frage der musikalischen Erziehung an der Göttinger Stadtschule im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert stark von der Debatte um den Fortbestand der Kurrende sowie die zukünftige Entwicklung des »Singechors« dominiert wurde. Sie ist damit einerseits eine Folge der Neuordnung des Kantorats nach dem Tod des Stadtkantors Carl Friedrich Rudorf im Juli 1796, andererseits ist sie eingebettet in die generelle Diskussion um die Stellung der Kirchenmusik im ausgehenden 18. Jahrhundert zu sehen.[138]

3.3 Stadt- und Militärmusik

Auch die Obliegenheiten des Stadtmusikus änderten sich nach der Gründung der Universität. Seither war er gehalten, nebst seinen Gesellen und Lehrlingen das Collegium musicum der Universität bei den wöchentlichen Akademischen Winter-Concerten zu unterstützen.[139] Für die Frage der Position des Amtes in der musikalischen Hierarchie der Stadt sind Dokumente interessant, die das Bewerbungsverfahren um die Nachfolge Rudolf Jacob Diemars um 1780 betreffen.[140] Die Berufung des neuen Stadtmusikus war dem Magistrat vorbehalten, die theoretische und praktische Prüfung der fünf Bewerber lag aber in den Händen des Stadtkantors und des Akademischen Musikdirektors. Nicht zuletzt damit wurde

138 Vgl. Kremer: *Das norddeutsche Kantorat im 18. Jahrhundert* (1995) sowie Kap. V.2.4.
139 Vgl. Kap. III.2.
140 Vgl. Stadtarchiv Göttingen: Altes Archiv, Musik-Sachen 1659–1890, Nr. 10.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

fixiert, dass die Position des Stadtmusikus sowohl der des Stadtkantors als auch der des Akademischen Musikdirektors subordiniert war.[141]

Wenngleich in Göttingen für das Jahr 1557 ein gewisser »meister Valentein Grues« nachweisbar ist, der auf dem Nordturm von St. Johannis wohnte und als »haußman odder spilman« wirkte,[142] lässt sich die Reihe der Göttinger Stadtmusizi nur bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zuverlässig zurückverfolgen:

? –1732	Carl Caspar Cöllmann
1732–1752 (†)	Adam Wolfgang Seyffart (1683–1752)
1752–1779	Rudolf Jacob Diemar (1717–1780)
1779–1819 (†)	Johann Michael Jaeger (um 1738/39–1819)
1819–1820	Johann Friedrich Spangenberg (1786–nach 1820)
1821–1857 (†)	Heinrich Wilhelm Jacobi (1790–1857)
1857–1862	Vakanz, 1862 Bürgergesuch zur Anstellung eines neuen Stadtmusikus
1862–1886 (†)	August Ferdinand Schmacht (1826–1886)
1886–1890	Rudolf Bullerjahn (1856–1911) wird erster »Städtischer Musikdirektor«, damit erlischt das Amt

Tabelle 3: Stadtmusizi[143]

Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges 1763 wurden in Göttingen die Anlagen der Stadtbefestigung abgetragen und zwei hannoversche Bataillone stationiert. Die Soldaten waren unter anderem für die Bewachung der Stadttore und die Gewährleistung der öffentlichen Sicherheit und Ordnung verantwortlich. Da fast alle wehrfähigen Bürger im Krieg gedient hatten, war das Verhältnis zwischen den Soldaten der Garnison und der Stadtbevölkerung im Großen und Ganzen einvernehmlich. Dazu trug sicherlich bei, dass die etwa 700 Soldaten der Garnison in Bürgerhäusern Quartier nahmen (eine Kaserne wurde erst 1820 errichtet) und aufgrund vielfältiger Handelsbeziehungen für die Göttinger Bevölkerung nicht zuletzt als Wirtschaftsfaktor von Bedeutung waren. Dagegen war das Verhältnis zwischen den Soldaten und der Studentenschaft – ähnlich wie das zwischen den Handwerkern und der Studentenschaft – aufgrund des vergleichbaren sozialen Klassenverständnisses und ähnlicher Ehrenkodices traditionell feindselig.[144]

Wie andernorts auch verfügte die Garnison über ein eigenes Musikcorps aus Oboen, Hörnern, Fagotten und Trompeten, die seit der Mitte des 18. Jahrhunderts um Klarinetten, Schlagzeug und andere Instrumente erweitert wurden. Die Mili-

141 1819 wurde die Stadtmusik vollends unter die Aufsicht des Akademischen Musikdirektors gestellt; vgl. Egdorf: *Von der Stadtmusik im 19. Jahrhundert* (1989), S. 24.

142 Vgl. Lubecus: *Göttinger Annalen* (1588/1994), S. 414–415.

143 Vor allem nach Egdorf: *Von der Stadtmusik im 19. Jahrhundert* (1989), S. 16.

144 Zum Verhältnis zwischen der Studentenschaft und den Soldaten der Garnison vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), S. 277–297.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

tärmusik war auch für das städtische Musikleben von Bedeutung, denn die Musiker traten zuweilen auch in der Stadt in Erscheinung. Sie wurden beispielsweise von den Stadtkantoren herangezogen, wenn es die Besetzung erforderte oder die Stadtmusizi und ihre Gesellen nicht den musikalischen Anforderungen entsprachen. Oder sie wurden von Studenten engagiert, um der Ehrung der Prorektoren oder beliebter Professoren durch das Ausbringen von *Vivats* mit einer »solennen Musique« eine besonders feierliche Note zu verleihen oder um einen Studenten nach dem Ende der Studienzeit aus der Stadt zu verabschieden.[145] Für Tanz- und Unterhaltungsmusiken durften die Militärmusiker allerdings nicht herangezogen werden, da solche Engagements durch das Privileg den »Musikzwang« den einheimischen Stadtmusizi reserviert blieben.

3.4 Musiktheater

Ein wichtiges Merkmal im musikalischen Profil der Stadt Göttingen ist der Befund, dass eine nennenswerte musiktheatralische Tradition dort nicht existierte.[146] Zweierlei Ursachen sind dafür verantwortlich: Vor der Universitätsgründung war die Stadt für reisende Schauspielergesellschaften zu klein und unbedeutend, um dort profitabel zu gastieren. Nach 1734 gewann sie schlagartig an Attraktivität, doch wurden Gastspiele nun durch das Universitätskuratorium vereitelt. Anders als an den süddeutsch-katholischen Universitäten waren Theater- und Musiktheateraufführungen in Göttingen nicht geduldet.[147] Der Grund liegt in der strengen moralischen Überwachung der Studentenschaft durch das Universitätskuratorium, das luxuriöse Freizeitvergnügungen, die vermeintlich nur Zeit und Geld vergeudeten und zur Bildung der Studenten nichts beitrugen, rigoros reglementierte. Während sich andernorts, vor allem in größeren Städten, das Theater trotz im Wesentlichen gleichlautender Vorbehalte entwickelte, erwarb sich die »Georgia Augusta« bald den Ruf einer reinen Arbeitsuniversität, der es an geselligen Belustigungen mangele. Hier achtete ihr Kurator Münchhausen – argumentativ gestützt durch die theologische Fakultät – sehr gewissenhaft darauf, jegliche Form von Schauspielaufführungen strikt zu unterbinden.[148] Dem Theater haftete um

145 Vgl. ebd., S. 445. Zunächst bedurfte es für das Engagement von Musikern stets einer Erlaubnis des Prorektors, gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der studentische Brauch der *Vivats* und *Pereats* von der Universitätsleitung aus Furcht vor öffentlichen Ausschreitungen ganz verboten.

146 Zur Göttinger Theatergeschichte vgl. Wilhelm Berstl: *Die Geschichte des Theaters in Göttingen*, Göttingen 1900, Deneke: *Göttinger Theater im achtzehnten Jahrhundert* (1930) sowie – über weite Strecken die Studie von Berstl paraphrasierend – Norbert Baensch: *Von der Wanderbühne zum stehenden Theater. Stationen Göttinger Theatergeschichte*, in: Göttinger Jahrbuch 25 (1977), S. 107–117.

147 Zur Position der Universität zum Theater vgl. Brüdermann: *Göttinger Studenten und akademische Gerichtsbarkeit* (1990), S. 438–442.

148 Vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 637–639 (von Hannes Razum).

© V&R unipress GmbH, Göttingen

die Mitte des 18. Jahrhunderts noch stark das Odium des Lasterhaften und Unmoralischen an, die gesellschaftliche Anerkennung des Schauspielerstandes lag noch in weiter Ferne. Ein stehendes Theater war mithin in der Universitätsstadt Göttingen undenkbar. Nur selten wurden wandernde Schauspielergesellschaften in Göttingen gebilligt, wie etwa vom 10. Oktober bis zum 2. Dezember 1746 die Gesellschaft von Johann Joseph Felix von Kurz (1717–1783), die als erste Schauspielertruppe überhaupt nach der Universitätsgründung zugelassen wurde und im akademischen Reithaus spielte. In aller Regel wurden Eingaben mit der Bitte um Privilegien abschlägig beschieden. Die Wandertruppen schlugen ihre Bühnen daraufhin im nahen Bovenden auf, das seinerzeit hessisch und dadurch der unmittelbaren Disziplinargewalt des Universitätskuratoriums entzogen war und sich mit seinen komödiantischen Theateraufführungen, Billard- und Hazardspielen und anderen Lustbarkeiten zu einem beliebten Ausflugsziel der vergnügungswilligen Studentenschaft entwickelte. Die Aufstellung von studentischen Liebhaberbühnen in privaten Kreisen war indes nur schwer kontrollierbar; darüber hinaus ging die Initiative zu privaten Inszenierungen häufig gerade von adeligen Studenten aus, denen eine Sondergenehmigung nur ungern verwehrt wurde.

Den theaterbegeisterten Göttinger Studenten blieb in den 1770er Jahren nur die Reise in die umliegenden größeren Städte. Die nächstliegende und infolgedessen beliebte Möglichkeit bot sich im ca. 50 Kilometer entfernten Kassel, dessen Opernaufführungen unter der Leitung des neapolitanischen Hofkapellmeisters Ignazio Fiorillo (1715–1787) standen.[149] Ferner konnte man die ungleich längere Reise nach Hannover antreten, wo 1767 bis 1772 Abel Seylers »Hamburgische Gesellschaft teutscher Schauspieler« und 1773 bis 1786 die Gesellschaft Friedrich Ludwig Schröders deutsche und französische Opern und Singspiele auf die Bühne brachten. Und es bestand noch eine weitere, bislang unbeachtet gebliebene Alternative, nämlich die Möglichkeit, von Zeit zu Zeit die knapp 140 Kilometer lange Reise nach Gotha auf sich zu nehmen und die Aufführungen am dortigen Hoftheater zu besuchen. Diese Reise war zwar zeitraubend und beschwerlich, aber ausgesprochen lohnend, denn in Gotha war im Herbst 1775 unter der gemeinsamen Direktion des Publizisten Heinrich August Ottokar Reichard (1751–1828) und des überragenden Mimen Conrad Ekhof (1720–1778) das erste stehende Hoftheater Deutschlands gegründet worden. Seit Juni 1774 spielte dort die Schauspielergesellschaft von Abel Seyler (1730–1801), die durch den Brand des Weimarer Schlosses obdachlos geworden war. Die Gesellschaft machte das Gothaer Hoftheater zu einer Hochburg der deutschen Bühnenkunst und zog Publikum auch aus weit entfernten Gegenden nach Gotha. Eine zentrale Rolle spielte dabei das Engage-

149 So erwähnt der spätere Gothaer Theaterdirektor Heinrich August Ottokar Reichard, der 1767 bis 1768 in Göttingen studierte, den »gewöhnlichen Studentenritt nach Kassel« zu Pfingsten; vgl. Hermann Uhde (Hrsg.): *H. A. O. Reichard (1751–1828). Seine Selbstbiographie*, Stuttgart 1877, S. 50.

© V&R unipress GmbH, Göttingen

ment des Schriftstellers Friedrich Wilhelm Gotter sowie die publizistische Begleitung des Unternehmens durch den von Reichard herausgegebenen *Theaterkalender* (Gotha 1775–1800) und das ebenfalls von ihm herausgegebene *Theater-Journal für Deutschland* (1777–1784). Die Gesellschaft hatte wie üblich neben Schauspielen auch zahlreiche deutsche Singspiele im Repertoire. Für die hochkarätigen Musiktheater-Aufführungen in Gotha zeichneten Georg Anton Benda (1722–1795) und ab 1778 der Kapellmeister der Seylerschen Gesellschaft Anton Schweitzer (1735–1787) verantwortlich.

Erst gegen Ende der 1770er Jahre begann sich die restriktive Theaterpraxis in Göttingen allmählich aufzulockern. Es bildeten sich Liebhaberbühnen im privaten Rahmen, die zuweilen achtbare Resultate hervorbrachten.[150] Als Schauspielhaus diente nun das ehemalige Zeughaus (Arsenal), das immerhin etwa 700 Besuchern Platz bot.[151] Vereinzelt wurde es nun auch reisenden Schauspielergesellschaften gestattet, in der Ferienzeit für einige Wochen in Göttingen zu gastieren und ihre Kunst öffentlich darzubieten. Der Grund dafür war die Erkenntnis, dass die Studenten, wenn sie zu Theaterbesuchen nach Bovenden, Kassel, Hannover oder Gotha auswichen, der Kontrolle der Professorenschaft entzogen waren. Belegt sind im ausgehenden 18. Jahrhundert allerdings nur zwei Gastspiele von Theatergesellschaften. Den Anfang machte 1783 die Gesellschaft von Carl Friedrich Abt, die 1781 schon einmal eines der seltenen Privilegien erhalten hatte. Später war es die Gesellschaft des Prinzipals Gustav Friedrich Wilhelm Großmann (1743–1796), die im August 1784, aus Pyrmont kommend, in Göttingen Station machte.[152] Beide Gesellschaften spielten mit immensem Erfolg vor stets ausverkauftem Haus. Wie üblich hatten die Wanderbühnen neben Komödien und Trauerspielen auch einige Ballette und Singspiele im Repertoire, wobei sie unter anderem auf einheimische Musiker zurückgriff. Sowohl die Abtsche als auch die Großmannsche Gesellschaft brachten beispielsweise Grétrys erfolgreiches Singspiel *Zémire und Azor* (1771) in Göttingen zur Aufführung. Auf diese Weise erhielten die Studenten die Gelegenheit, wenigstens mit einigen ausgewählten Werken des zeitgenössischen Musiktheaters in Berührung zu kommen.

150 Vgl. Heinrich August Ottokar Reichard (Hrsg.): *Theater-Kalender auf das Jahr 1781*, Gotha 1781, S. 112–113.

151 Erst 1834 wurde in Göttingen mit der »Restauration« ein für Theater- und Musiktheateraufführungen geeigneter Saal eingerichtet; vgl. Bernd Wiechert: Art. »*Göttingen*«, in: MGG_2S, Bd. 3 (1995), Sp. 1555.

152 Razum nennt zwischen den Gastspielen von Johann Joseph Felix von Kurz (1746) und Carl Friedrich Abt (1781 / 1783) außerdem die Prinzipale Johann Friedrich Schönemann (1749), Conrad Ernst Ackermann mit Friedrich Ludwig Schröder und Conrad Ekhof (1764) sowie Johann Martin Lepper (1767); vgl. Patze (Hrsg.): *Geschichte Niedersachsens*, Bd. 3 (1983), S. 637–639 (von Hannes Razum). Der ehemalige Göttinger Stadtarchivdirektor van Kempen zählt bis 1784 sieben Gastspiele von Schauspielergesellschaften und konstatiert von da an eine fünfzigjährige Unterbrechung bis 1834; vgl. Wilhelm van Kempen: *Göttinger Chronik*, Göttingen 1953, S. 46 und 56.

© V&R unipress GmbH, Göttingen